Schriften

von

O. L. B. Wolff.

I.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Gesammtausgabe.

Sechstes Bändchen.

Historische Erzählungen.

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Mauke.
1841.

LB
Coburg

Inhalt.

	Seite
Der Bettler.	1
Der Schiffskoch.	57
Die Harfnerin.	118
Die schöne Jüdin.	142

Der Bettler.

1.

Vor der Pforte des Magdalenenklosters zu C. im südlichen Frankreich, lag um Mittagszeit ein Bettler und las emsig in einem abgegriffenen Büchelchen. Neben ihm stand ein Napf mit Suppe, welchen ihm die Mildthätigkeit der Nonnen gespendet hatte. — Ohne von seiner Beschäftigung aufzublicken, führte er hastig und dem Anscheine nach mit gesunder Eßlust einen Löffel nach dem andern zum Munde, bis ihn das Klappern des Eßwerkzeuges an den Boden der Schüssel überzeugte, daß seine Mahlzeit sich ihrem Ende nahe. — Er ließ sich auch dadurch nicht stören, sondern ergriff ein Stück Brod, das ihm mit der Suppe gereicht worden war, und verzehrte dasselbe eben so sorglos, noch immer in seine Lectüre vertieft. —

Die Pförtnerin, deren Amt zugleich darin bestand, an gewissen Tagen die Armen, welche sich vor dem Kloster einfanden, zu speisen, hatte ihm eine Zeit lang verwundert zugesehen, ohne ihn zu unterbrechen; end-

lich aber, nachdem sich schon alle anderen bedürftigen Gäste entfernt hatten, trat sie zu ihm und bat sich den hölzernen Löffel aus, mit dem er mechanisch während des Lesens spielte; doch mußte sie ihre Anrede mehrere Mal wiederholen, und sah sich zuletzt genöthigt, ihm auf die Schultern zu tippen, um ihn aufmerksam zu machen, daß sie etwas von ihm wolle. —

Ueberrascht blickte der Fremde sie an, gleichsam als besänne er sich. — Dann stand er auf und reichte ihr das Verlangte, wobei er mit vieler Artigkeit ihre Hand faßte und dieselbe ehrfurchtsvoll an die Lippen führte. Sein Aeußeres machte keinen unangenehmen Eindruck auf die fromme Braut Christi. Er war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren und von ursprünglich schlanker Gestalt, die aber, wie es schien, Zeit und Leiden in Gemeinschaft gebeugt hatten. — Seine gewölbte hohe Stirn umkränzte schneeweißes Haar, das sich in dichten starken Locken um seine Scheitel legte, und zu dem lebhafte, hellbraune, jedoch etwas unstäte Augen seltsam, wie Sommer zum Winter, contrastirten. Die Züge seines Angesichts hatten etwas Angenehmes, aber der übrigens wohlgeformte Mund wurde durch ein häufig wiederkehrendes Zucken, wie es Personen eigen ist, die an Nervenübeln gelitten haben, entstellt. Den Ton seiner Stimme schwächte ein gewisses Zittern derselben, das ihr jedoch den angebornen Wohlklang nicht raubte; kurz das ganze We-

sen des armen Mannes hatte etwas Gewinnendes, und es gehörte kein großer Scharfblick dazu, um zu bemerken, daß er nicht in so niederen Verhältnissen, wie die waren, zu denen er sich jetzt bekannte, geboren sei. —

Auf die wiederholte Anrede der Pförtnerin entschuldigte er sich nochmals und bemerkte, daß die interessante Lectüre, mit der er sich beschäftigte, ihn so hingerissen habe, daß es ihm gänzlich aus dem Sinne gekommen sei, wo er sich eigentlich befinde. Zugleich bat er sie, seinen innigen Dank für die gespendete Nahrung zu empfangen und ihn in ihrem Gebete einzuschließen. Die wohlgewählten Worte, deren er sich bediente, und die Art, mit der er sie aussprach, reizten die Neugier der frommen Schwester. Sie gelobte ihm, seiner im Gebete zu gedenken und schloß mit der Frage, die sie aus weiblichem Triebe nicht länger zu unterdrücken vermochte, was er denn eigentlich lese. — „Bußübungen, antwortete er, aber sie stehen in einem Buche, ehrwürdige Schwester, in dem Ihr sie nicht vermuthet, und das als das weltlichste von allen wohl schwerlich sich in Eure Hände verirrt haben wird. — Seht her. —

Er reichte es ihr hin, es waren die vielverbreiteten Maximen und Gedanken des Herzogs de la Rochefaucould. Die Nonne wußte nicht was sie dazu sagen sollte, und gab es ihm mit Kopfschütteln zurück, denn

ein Bettler, der sich in solche Lectüre vertiefen konnte, war ihr noch nicht vorgekommen in ihrer klösterlichen Einsamkeit. Ihr wundert Euch, fromme Frau, — hub er nach einer Pause, in welcher er ihre Anrede erwartet hatte, wieder an, — in den Händen eines Bettlers ein Buch zu finden, das von einem Vornehmen nur für Vornehme geschrieben wurde; da es aber im Leben nie zu spät ist, Versäumtes nachzuholen und eigentlich zu den Pflichten eines Christen wohl gehört, das zu thun, wann und wo er kann, so habe ich mich jetzt dazu entschlossen und es ärgert mich nicht. Wo ich das Büchlein nur aufschlage, tritt mir eine Mahnung entgegen, die mich bereuen macht, früher die Erfahrungen der Welt mit Verachtung von mir gewiesen zu haben. Ich wäre besser gefahren, wenn ich es umgekehrt gemacht und in meiner Jugend der Welt, in meinem Alter dem lieben Gott gehuldigt hätte; jetzt bin ich mit dem Herrn droben schon längst fertig, und mußte drüber die Gunst der Welt und ihrer Zofe Dame Fortuna verscherzen, und das trifft mich, wie ihr seht, so sehr, daß ich mich nicht schämen darf, an den Pforten eines Klosters, mir, wie anderes Lumpengesindel, meine Suppe zu erbetteln, wiewohl das im Grunde noch das Leichteste von Allem ist. — Wie richtig sagt doch mein Bußprediger: La jeunesse est la fièvre de la raison. —

Die Pförtnerin hatte ihm unter beständigem Kopf-

schütteln zugehört und entfernte sich endlich, ohne ein Wort zu sagen. Der Fremdling legte sich wieder auf die Erde hin, seinen Rücken behaglich der Sonne zuwendend und fing von Neuem an zu lesen. — Nach einer Weile kehrte Jene zurück und befahl ihm, ihr zur Aebtissin zu folgen, die ihn zu sprechen verlange. — Er gehorchte und ließ sich von ihr in das Sprachzimmer geleiten, wo sie ihn sich setzen und die Hochwürdige erwarten hieß.

Diese erschien bald darauf, eine hohe ernste Frau, die einst sehr schön gewesen seyn mußte; aber die angeborne Strenge ihrer Züge war noch mehr von den Blattern verstärkt worden, welche ihr Antlitz furchtbar gemishandelt hatten. Sie begrüßte ihn mit stolzem Blick, stutzte, als sie ihn näher in's Auge faßte und fragte dann nach einer Pause: „Wie heißt Ihr.“ — Eugen, war die Antwort. — „Euer Familienname?“ Ich habe keinen, denn ich habe keine Familie mehr. „Euer Alter?“ Ich bin 1730 geboren, jetzt zählen wir 1781, wenn ich nicht irre. „Warum bettelt Ihr?“ Weil ich nicht arbeiten kann. „Ich muß Euch bitten, Euch deutlicher zu erklären.“

So lakonisch er auch bisher auf Alles geantwortet hatte, so lag doch in dem Ton seiner Worte durchaus die Ehrerbietung, die er der Aebtissin schuldig war, aber man merkte wohl, daß ihm dieselben Fragen gar oft gethan seyn mochten, und er sich angewöhnt hatte,

sie ganz mechanisch und so kurz wie möglich zu beantworten. Auf den ausdrücklichen Befehl der würdigen Frau fuhr er deshalb auch jetzt ausführlicher und lebhafter fort: Ich kann nicht arbeiten, denn das furchtbarste der Uebel hat mich ergriffen; ich leide zu Zeiten an der fallenden Sucht, die mich überfällt, wie der blutdürstige Tiger aus dem Hinterhalt seine sorglose, ruhig weidende Beute. Gott behüte Euch auch selbst davor, nur einmal Augenzeuge seyn zu müssen, wie dies Ungeheuer verstörend, Sinn und Geist lähmend, über einen armen Erdensohn herfällt. Es reißt ihm den Becher vom Munde, wenn seine Lippen nach Labung lechzen, lähmt seine Glieder, wenn er sie brauchen will, packt ihn, wo er sich sicher glaubt, und raubt ihm, was ihn in steter Furcht vor sich selbst erhält, jede ruhige Stunde, denn es raubt ihm die Sicherheit des Augenblicks; doch — Hochwürdigste — verzeiht; es ist schon Frevel von mir, auch nur das Spiegelbild seines Bildes Euch vor die Augen zu bringen. — Gewiß, Ihr werdet mich jetzt nicht mehr fragen, warum ich nicht arbeite.

„Armer Mann," sagte die Aebtissin theilnehmend: „was ist es aber, das Eure Gesundheit so untergrub?"

Böse Menschen, recht böse Menschen, die meine Nerven für Stricke hielten, und nicht eher ruhen wollten, als bis sie sie zerrissen hätten: das gelang ihnen

freilich nicht, aber sie wähnen doch, es sei ihnen gelungen.

„Und habt Ihr Niemanden, der sich Eurer annimmt?“

Niemanden auf Gottes weiter großer Welt; jede Stätte, auf die ich mein müdes Haupt hinlegen möchte, gehört einem Wildfremden, der keinen Grund haben würde, mich nicht aufstehen und davon gehen zu heißen. — Ich bin allein; o hochwürdige Frau, das ist ein fürchterlicher Fluch, und meine erste Frage jenseits wird seyn, womit ich ihn verschuldet habe; helfe mir Gott, ich weiß es nicht und begreife es nicht.

„Aber, was denkt Ihr zu thun?“

Ich denke gar nicht mehr; ich wandere herum, schlafe, wo ich ein schützendes Dach finde, esse, wenn eine mildthätige Hand mich speist, und geschieht das nicht, so wache ich und hungere. — In guten Stunden, wo ich mich gesättigt und ausgeruht fühle, studiere ich im la Rochefaucould und lache über mich selbst und meine Dummheit — das ist mein Amusement.

„Wie lange treibt Ihr das so?

Seit drei Monaten; ich denke, es dauert nicht mehr so lange und freue mich herzlich auf das Ende. Ist's aus, nun so ist's aus.

„Ihr seid mir ein Räthsel, das ich gelöst zu wissen wünsche, doch muß vor allen Dingen für Eure Heilung gesorgt werden. — Ich werde Euch in dem

Krankenhause verpflegen lassen, das unter der Leitung unserer frommen Schwestern steht."

In dem Krankenhause. — Ihr seid gütig, Hochwürdigste; aber befinden sich auch Wahnsinnige in dieser Anstalt?

„Allerdings; ein Nebengebäude des Hospitals ist für sie bestimmt."

Dann bringt mich keine Macht der Erde hinein. — Ein Irrenhaus — O! O! fürchterlich!

Sein böses Uebel ergriff ihn furchtbar; er sank in Zuckungen zu den Füßen der Aebtissin nieder; entsetzt eilte diese hinweg und hatte kaum noch so viel Besinnung, ihm die nöthige Hülfe zu senden.

2.

Einige Wochen später befand sich die Aebtissin wieder im Sprachzimmer; ihr gegenüber stand der Bettler, neu gekleidet, und dem Anscheine nach wieder hergestellt. Er bestrebte sich, der hochwürdigen Frau seinen innigen Dank auszudrücken für die Pflege, welche sie ihm hatte angedeihen lassen; aber es war, als wollten die Worte nicht recht über seine Lippen und als suche er nach der Rede. — Sie unterbrach ihn deshalb und sagte: „Ihr seid jetzt wieder auf dem Wege der Besserung, Eugen, und es ist daher mein Beruf, Euch an Eure wichtigste Pflicht zu erinnern, welche Ihr während Eurer Krankheit nach der Aussage des

Arztes und der Schwester Maria zum Herzen Gottes, die Eure Pflegerin war, absichtlich vernachlässigt habt.“ — Welche Pflicht wäre das, fragte er bestürzt; wenn Ihr, Hochwürdigste, die der Dankbarkeit meint, so thut Ihr mir Unrecht; ich weiß, was Ihr für mich gethan habt, und werde es um so weniger vergessen, da es seit ein und zwanzig Jahren die einzige ohne Nebenabsicht ausgeübte Wohlthat ist, die ich erfahren habe. — „Ihr irrt Euch,“ erwiederte sie, „nicht mir seid Ihr Dank schuldig, denn ich bin nur das schwache Werkzeug der Gnade des allmächtigen Gottes und seines eingebornen Sohnes, unseres Heilandes Jesu Christi. — Zu ihm müßt Ihr Euch wenden, ihm danken, ihn preisen, für Alles, was er Euch gesandt, Gutes wie Böses, denn Alles kommt von ihm. — Was ich für Euch gethan und mit mir die frommen Schwestern dieses ehrwürdigen Hauses, geschah nur in der Vollstreckung seiner Befehle, welche unserem Kloster auferlegt wurden, gegen alle Nothleidenden, durch die heiligen Gründer desselben. Wir haben für das Wohl Eures Körpers gesorgt, jetzt sorget selbst für das Wohl Eurer Seele, und wendet Euch zu ihm.“

Dazu habe ich und finde ich keinen Grund, Ehrwürdigste; es müßte denn ein unmögliches Wunder geschehen.

„Ihm ist nichts unmöglich.“

Das mag seyn, aber mir fehlt der Glaube.

„Wenn Euer Herz nicht verstockt ist, und das scheint es mir nicht zu seyn, nur erstarrt durch die Leiden, die Euch trafen, so wird auch Euer Glaube wiederkehren. — Hört nur, was Gott durch mich, sein schwächstes Werkzeug, thut. — Während Eurer Krankheit starb plötzlich der alte Jakob, der Diener des Klosters, der vorzüglich der Schwester Agathe, welcher die Speisung der Armen obliegt, an die Hand ging. — Ihr könnt in seine Stelle eintreten, sein Häuschen beziehen und seine Dienste verrichten, die nur in leichten Handreichungen bestehen, und Euch nicht schwer fallen werden, da der Verstorbene, ein kränklicher Greis, sie ohne Mühe verwaltete. Wollt Ihr? so mögt Ihr heute schon Euer Aemtchen beginnen."

Ob ich will; fragt das nicht, Hochwürdigste, ich bin so weit gekommen, daß ich Alles will; aber es fragt sich, ob mein Schicksal mich lange hier dulden wird; denn ihm gefällt es schon seit länger als fünf und zwanzig Jahren, mich überall dort wegzutreiben, wo ich von Ruhe träume, und mich jedes Mal ärmer, nackter und hülfloser wieder unter die Menschen zu schleudern. — Mit seiner Erlaubniß nehme ich Euer großmüthiges Anerbieten mit dem gerührtesten Danke an und würde Euch segnen, wenn Ihr, edle hohe Frau, dessen bedürftet.

„Ob ich dessen bedürfte!" seufzte die Aebtissin

unwillkührlich. Und erkennt Ihr nicht Gottes Güte und Fügung darin?

Hochwürdigste Frau, jeder Mensch hat seinen eigenen Gott, und der meine spielt seit geraumer Zeit Versteckens mit mir, und wirft mir, wenn es ihm gefällt, einmal an das Licht zu treten, einen Schleier von Zweifeln über, so daß ich ihn wieder nicht zu erblicken vermag.

„Wer weiß, ob die Sünden Eures vergangenen Lebens Euch nicht solche Schicksale bereitet haben."

Das glaube ich nicht.

„Wähnt Ihr denn, frei von Sünde zu seyn?

Wer könnte sich dessen rühmen! — aber untergegangen bin ich im Kampf gegen die Sünde.

„Die eigene?"

Die Sünde Anderer. — Doch es drückt mich, hochwürdige Frau, Euch gegenüber so in Räthseln zu sprechen. — Einem menschlichen Wesen möchte ich übergeben, was mich quält. — Ihr seyd mir als das menschlichste von allen erschienen, und dabei in solcher Würde, daß es meine Brust erleichtern könnte, Euch in diesem Vertrauen die größte Huldigung darzubringen, die ich Aermster überhaupt darzubringen vermag. Wäret Ihr geneigt, die Geschichte meines Lebens aus meinem Munde zu hören und dann dem Papiere, dem ich sie anvertraute, so lange einen sicheren Platz zu gewähren, bis ich sie Euch wieder abfor-

derte, oder Euch bäte, sie dort übergeben zu lassen, wo man vielleicht ihrer bedürftig wäre? Eure Einwilligung würde eine große Last von meinen Schultern nehmen.

Die Aebtissin gestattete es ihm und befahl ihm, sich nach der Vesper im Klostergarten einzufinden, da sie jetzt durch die Glocke unterbrochen wurden, welche die Speisung der Armen ankündigte. — Er entfernte sich mit tiefgefühlter Ehrerbietung, um sein kleines Aemtchen sogleich anzutreten.

3.

Zur bestimmten Stunde fand er sich wieder ein. Die Aebtissin saß mit einer anderen Nonne, der Schwester Eugenie, in einer Laube, und ließ sich aus einem Andachtsbuche vorlesen. Als er näher trat, winkte sie ihm, die Lesende nicht zu unterbrechen, er blieb deshalb bescheiden in einiger Entfernung und hörte zu, aber seine Mienen zeigten, daß ihm der Inhalt nicht gefiel. Nach einiger Zeit, als die Lecture vollendet war, wandte sich die hochwürdige Frau zu ihm, mit den Worten: „Ihr scheint kein Freund von Andachtübungen zu seyn, Eugen."

Wozu denn Jemanden meine Unterhaltung aufdringen, der sich nichts aus mir macht? Ist denn der Herrgott droben ein vornehmer Herr, bei dem man

zu Zeiten antichambriren und Complimente und Reverenzen auspacken muß?

„Ihr vergeßt, worüber und mit wem Ihr redet, mein Freund.“

Verzeiht, Hochwürdigste, das Letztere gewiß nicht, denn eben dadurch, daß ich Euch meine innersten Gesinnungen offen, wahr und ohne Rückhalt darlege, glaube ich Euch gerade meine tiefste Verehrung zu bezeugen. Andererseits meine ich, daß der Einzelne, unter den Myriaden Wesen, von denen die Welten wimmeln, so unbedeutend ist, daß der Herrscher über Alles unmöglich auf ihn achten kann.

„Und habt Ihr selbst in Eurem Unglücke nicht Gottes Finger erkannt? Meint Ihr, daß Euer Leid Euch ohne sein Wissen und Wollen getroffen habe?“

Ich weiß es nicht, und Niemand kann das sagen. Hochwürdigste, was Ihr mir einreden könntet gegen meine Ansicht, das habe ich mir gewiß Alles, wenn auch nicht so gut, doch gewiß eben so ernst zu bedenken gegeben. Um jenen Zweifeln ein Ende zu machen, die eben dadurch immer wieder auf's Neue bei mir erweckt wurden, habe ich der Vorsehung eine Aufgabe gestellt und wenn sie die löst und zu lösen im Stande ist, so bin ich besiegt, und will dankbar und demüthig annehmen, was sie mir sendet.

„Und Ihr bedenkt nicht, daß Ihr Euch an einen furchtbaren Abgrund gestellt habt, gerade dadurch?“

Was macht sich denn der Spieler, der Alles verloren hat, am Ende noch daraus, auch die Würfel einzusetzen, durch die er Alles verlor, und mit ihnen um sie zu werfen.

„Aber das Heil Eurer ewigen Seele.“

Kann aber dadurch gewonnen werden. Verzeiht, daß ich Euch unterbrach, Hochwürdigste. Einen Fall giebt es, und führt die höhere Macht den in mein Leben ein, so will ich sie segnen und anbeten, denn dann war Alles, was mich traf, wenn auch nicht zu meinem Besten, doch zum Besten der Menschen. Dann, ja dann glaube ich, daß selbst Christus Tod, der am Kreuze gestorben seyn soll für die Sünden der Welt, keine Fabel ist.

„Ihr redet so, daß ich Euch nicht länger anhören dürfte, wäre es nicht meine heiligste Pflicht, für Euer Seelenheil zu streben und Euch Verirrten auf den rechten Pfad, den Pfad des Lichtes, zurückzuführen.“

Nur mein Leben kann Euch den Commentar dazu geben, aber erlaubt, daß ich Euch mein Bekenntniß ablege, und zürnet nicht mit mir. Ich werde glauben, daß es eine Vorsehung giebt, wenn dasselbe Wesen, das mich grenzenlos unglücklich gemacht hat, aus reiner Liebe, ohne Nebenabsicht, im Stande ist, mich auf dem Krankenlager zu pflegen, und mir in den gräßlichsten Momenten, ohne Abscheu, in wahrer Demuth vor Gott, hülfreiche Hand zu leisten.

„Das ist furchtbar verwegen. Doch, ich will nicht richten, eh' ich nicht Eure Gründe kenne. So erzählt mir denn Eure Schicksale."

Hochwürdige Frau, ich betrachte Euch wie meinen Beichtvater.

„Entfernt Euch, Schwester Eugenie, und wartet in der anderen Laube, bis ich Euch rufe."

Die Nonne gehorchte. Eugen ließ sich auf den Wink der Aebtissin in einiger Entfernung von ihr nieder und begann seine Erzählung.

Ich stamme aus einem der ältesten und edelsten, aber ärmsten Geschlechter der Normandie und bin der älteste von zehn Söhnen, mit denen der Himmel meine Eltern, in Ermangelung anderer Glücksgüter, segnete. Meine Erziehung konnte nicht leicht schlechter seyn als sie es war; vom Vater wurde mir täglich vorgestellt, daß der Glanz unseres Adels den aller anderen Familien Frankreichs weit überstrahle, und daß der Himmel ungerecht sei, wenn er ein so altes Geschlecht nicht wieder zu der hohen Stellung erhöbe, die ihm mit Recht zukomme, ihm aber auf die schnödeste Weise von der Welt, die nur Glücksgüter zu schätzen wisse, versagt werde. Der Unterricht, den uns ein unglücklicher Erzieher gab, beschränkte sich auf Lesen und Schreiben und etwas Latein, alles Andere war, nach der Meinung meines Vaters, vom Uebel für so alte Edelleute und paßte sich nur für Bürgerliche, die allein dadurch

ihr Glück in der Welt machen könnten. Uns standen glänzendere Bahnen offen, der Hof und der Kriegsdienst; da es uns aber an den allernothwendigsten und unentbehrlichsten Mitteln fehlte, um am Hofe erscheinen zu können, so wurden wir natürlich zu Vaterlandsvertheidigern bestimmt. Ein Oheim mütterlicher Seite war Hauptmann in einem Feldregiment; seinen Bemühungen gelang es, mir eine Lieutenantsstelle in seiner Compagnie zu verschaffen, und freudetrunken eilte ich, bei dem ausbrechenden Kriege als vier und zwanzigjähriger Held, den Gefahren entgegen, welche meine Träume von Ruhm und Glück verwirklichen sollten. Aber die Schlacht von Hastenbeck zerstörte meine schönsten Hoffnungen; ich wurde gefährlich verwundet und zu weiteren Dienstleistungen, wenigstens auf mehrere Jahre hinaus, unfähig gemacht.

Was nun beginnen; eine trübe Zukunft lag vor mir. Sollte ich zu Hause Sorge und Noth vermehren, ein unnützes Mitglied der Familie? das erlaubte mein Stolz nicht, denn ich war von den Eltern geschieden, mit dem kühnen Versprechen, sie sollten mich groß oder gar nicht wieder sehen. Meinen guten Oheim hatte der Tod auf dem Schlachtfelde ereilt und wenn er auch noch gelebt hätte, was würde die Fürsprache eines unbedeutenden Hauptmanns in einem Feldregimente genützt haben? Ich sah also, daß ich nur allein auf mich bauen könne, beschloß jedoch, nichts un-

versucht zu lassen, und eilte, da mir meine Wunden ein, nach meinem Dafürhalten, unumstößliches Recht auf eine ehrenvolle Versorgung und Entschädigung gaben, nach Paris, um bei dem Kriegsminister zu sollicitiren. Leider sah ich bald, daß man ohne Protectionen eine Null ist; Niemand auf der Welt vermochte, mir die Eins vorzusetzen, um mich geltend zu machen, und so oft ich auch mich im Vorzimmer des Ministers zeigte, eben so oft kehrte ich abgewiesen oder vertröstet in meine ärmliche Mansarde zurück, denn eine andere Wohnung erlaubte mir meine geringe Baarschaft nicht, die mit jedem Tage kleiner wurde und sich bald in Nichts aufzulösen drohte.

Ich ließ mir jedoch keine Mühe zu sauer erscheinen und nahm unverdrossen jeden Morgen meinen Platz in der Antichambre ein. Eines Tages traf ich dort eine sehr glänzende Versammlung, deren einzelne Glieder, in Erwartung des Planeten, um den sich Alle drehten, darin einen Zeitvertreib fanden, einander zu mustern. Mein sehr bescheidener Anzug machte, daß ich so ziemlich unbemerkt blieb. Ich hatte mich in einer Ecke niedergesetzt, und suchte mich hinter einigen geschwätzigen Marquis zu verbergen, bis auch an mich die Reihe käme, mich vor dem Gewaltigen zu verbeugen und mein sechs und dreißig Mal vorgetragenes demüthiges Gesuch zum sieben und dreißigsten Male zu wiederholen.

So hatte ich eine geraume Weile in Nachsinnen versenkt in meiner Ecke gesessen, als ich plötzlich durch die sehr höfliche Anrede eines Fremden geweckt wurde. Ich erhob mich, um ihm zu antworten und erblickte bei näherer Betrachtung einen, wie es schien, sehr vornehmen Herrn in mittlerem Alter, der, wenn auch nicht so prächtig, wie die übrigen Hofleute, doch mit ausgesuchter Eleganz gekleidet war und mehrere Ordensbänder im Knopfloche trug. Er wiederholte seine Anrede mit vielem Wohlwollen und sagte mit freundlicher Miene: Entschuldigen Sie, mein Herr, aber da ich Sie sehr oft in diesem Zimmer sehe, so schließe ich daraus, daß auch Sie sich um etwas bewerben. — Ach, erwiederte ich, meine Bitte ist so unbedeutend, und ich glaube, so gerechte Ansprüche auf die Erfüllung derselben zu haben, daß ich hoffen darf, endlich erhört zu werden. — Wenn Sie es nicht für Unbescheidenheit von meiner Seite halten, versetzte er, so würden Sie mich sehr verbinden, falls Sie mir den Gegenstand Ihres Gesuchs mittheilen wollten. Ich habe Sie schon seit längerer Zeit beobachtet, und Ihr stilles, bescheidenes und doch würdevolles Wesen hat mir viel Theilnahme für Sie eingeflößt. — Sie sind sehr gütig, mein Herr, sich in dem Maaße für einen unbedeutenden Fremdling zu interessiren; mein Schicksal, wie mein Gesuch, sind in wenigen Worten erzählt. Ich war Lieutenant in einem Feldregiment, wurde in der Schlacht

von Hastenbeck verwundet, lag zehn Monate im Hospital, wurde aus demselben zwar geheilt, aber zu weiterem Dienste unfähig entlassen, und bin jetzt hier, um von der Gnade des Ministers eine Entschädigung für meine wenigen Sachen, die in die Hände des Feindes fielen, und wo möglich eine Pension oder eine anderweitige Versorgung zu erhalten. Aber sollicitiren ist das traurigste und undankbarste Geschäft der Welt für einen armen blessirten Offizier. Mein unbedeutendes Aeußere ist ein sehr schlechter Fürsprecher, wie ich wohl merke, denn meine Geduld und meine Börse sind erschöpft und ich bin noch nicht weiter, als ich an dem Tage war, wo ich zuerst hier erschien. — Das ist hart, unterbrach mich mein neuer Gönner, Sie haben also keine Freunde oder Verwandte, die für Sie wirken könnten? — Keine, mein Herr, ein armer Teufel steht immer allein auf der Welt. — Sie sind aus der Provinz? — Aus der Normandie. — Von Adel? — Ja, und noch dazu aus einem der ältesten Geschlechter des Landes; meine Familie ist jedoch noch ärmer als alt, obgleich wir unsern Stammbaum bis in die entferntesten Zeiten hinauf verfolgen können. — Darf ich um die Ehre Ihres Namens bitten? — Ich heiße Eugen de Flasselles —

„Eugen de Flasselles!" unterbrach ihn hier plötzlich die Aebtissin und wiederholte dann noch einmal langsam „Eugen de Flasselles". Verwundert blickte

er sie an, aber sie erhob sich, winkte der Nonne und verließ, auf deren Arm gestützt, den Garten, ohne weiter ein Wort an ihn zu richten. Er blickte ihr bestürzt nach.

4.

Mehrere Tage vergingen, in welchen Eugen nichts von seiner hohen Gönnerin erfuhr, ausgenommen, daß Schwester Agathe ihm mittheilte, als er ihr bei ihrem wohlthätigen Geschäfte an die Hand ging, die Aebtissin sei unpäßlich und hüte das Bett. Endlich wurde er wieder zu der hochwürdigen Frau beschieden, mußte sich jedoch zu ihr auf ihr Zimmer verfügen. — Sie lag auf den Knieen vor einem Altar und betete inbrünstig. Es schien, als ob sie seine Ankunft nicht bemerke. Zuletzt erhob sie sich, setzte sich in einen Lehnstuhl und befahl ihm, ihr gegenüber auf einem Tabouret Platz zu nehmen. — Sie sah bleich und abgehärmt aus, Spuren durchwachter Nächte hatten sich auf ihrem Antlitz gelagert, vermochten jedoch nicht, ihr die angeborne hohe Haltung und das vornehme Wesen, welches sie beständig umgab, zu schmälern. — Eine geraume Zeit verharrte sie im Stillschweigen und blickte ihn während derselben forschend an, gleichsam als suche sie etwas aus seinen Zügen herauszulesen. — Dann sagte sie mit ernster Freundlichkeit zu ihm: „Ich wünsche den Fortgang Eurer Lebensgeschichte zu ver-

nehmen, Eugen, bin aber der festen Erwartung, daß Ihr mir auch nicht das Mindeste verheimlicht.“ — Ich würde auch keinen Grund dazu haben, hochwürdige Frau, erwiederte er, ich habe nur dumme Streiche, aber keine schlechten, zu erzählen, und der dummen Streiche wird sich kein vernünftiger Mann, der zu Jahren gekommen ist, schämen. Was mir früher Schweigen auferlegte, das existirt nicht mehr für mich, und ich wünsche ja selbst Euch Alles mitzutheilen. — „Nun wohl, ich bin bereit zu hören.“ Er begann:

Ihr werdet Euch erinnern, daß mich der Fremde nach meinem Namen fragte. — Als ich ihm denselben genannt hatte, rief er, wie es mir schien, mit lebhafter Theilnahme aus: Ihre Familie ist mir sehr wohl bekannt, mein Herr, Ihre Mutter ist aus dem Geschlecht der Dovrecourt; der Bruder derselben dient als Hauptmann im Regiment Choiseul. — Er diente, antwortete ich, er starb den Tod auf dem Felde des Ruhms in der letzten Campagne. — Das bedaure ich sehr, er war ein ehrenwerther Mann und ein tüchtiger Offizier. Ich zweifle nicht, daß Sie ihm gleichen, die Tapferkeit ist ein Erbtheil Ihrer Familie, der ich sehr verpflichtet bin, wenn auch nicht persönlich. — Ihr Großvater, der Obrist Dovrecourt, rettete meinen Vater bei der Wiedereinnahme von Landau unter Villars, und es sollte mich freuen, wenn ich seinem so liebenswürdigen Enkel gefällig seyn könnte. — Ich

verbeugte mich tief. — Sie sehen in mir den Chevalier Vaudranges. Zwar nur ein Diplomat, den die Herrn vom Degen gewöhnlich zu hassen pflegen, hoffe ich doch, mir Ansprüche auf Ihre Zuneigung zu erwerben. — Ich schmeichle mir, etwas bei dem Minister zu gelten und — doch ich höre Geräusch im Kabinet — die Audienz beginnt, Ort und Zeit sind mir nicht gelegen, mich näher zu erklären. Haben Sie die Güte, sich morgen im Hôtel Belsac in der Straße Richelieu einzufinden, der Schweizer wird Ihnen meine Zimmer bezeichnen, und dort, hoffe ich, soll es mir gelingen, Ihnen angenehme Dinge mittheilen zu können.

Der Minister trat ein; mein Beschützer wandte sich von mir und redete, wie ich bemerkte, lange und angelegentlich mit ihm, worauf ich ihn aus den Augen verlor. Was ich vernommen hatte, schien mir ein Traum zu seyn, doch traf mich auch heute wieder das gewöhnliche Loos und führte mich ziemlich rauh in die Wirklichkeit zurück. Nachdem ich vier tödtlich lange Stunden gewartet hatte und endlich die Reihe an mich kam, dem kältesten aller Erdengötter von Neuem mein demüthiges Gesuch vorzutragen, ward mir wieder der alte Bescheid: Wir wollen sehen, was zu thun ist, ich werde mir die Sache vortragen lassen. Betrübt entfernte ich mich und hoffte auch nicht, viel Tröstlicheres im Hôtel Belsac zu finden, doch klammerte ich mich wie ein Schiffbrüchiger an diesem Brete

an, das mir die Hoffnung zugeworfen hatte und ermangelte nicht, mich am folgenden Tage zu rechter Zeit dort einzufinden.

Der Chevalier schien mich erwartet zu haben. Er empfing mich sehr freundlich und seine erste Frage war: Nun, Herr von Flasselles, hat man Ihre Wünsche erhört? Statt aller Antwort zuckte ich mit den Achseln. Da sagte er: Ich lese Ihren Verdruß auf Ihrem Gesichte und es freut mich, die Runzeln ihrer Stirn durch eine tröstliche Nachricht glätten zu können. Ich bin glücklicher gewesen als Sie; bei einer zweiten Zusammenkunft mit dem Minister, der, Gott weiß wodurch, gegen Sie eingenommen war, gelang es mir, Ihre Vorzüge in das rechte Licht zu stellen, und wenigstens eine kleine Hülfe für Sie zu erlangen; auch ist man gesonnen, Sie lebenslänglich anständig zu versorgen. Nehmen Sie mittlerweile diese kleine Entschädigung für Ihren vergeblichen Aufenthalt in Paris an.

Er überreichte mir bei diesen Worten eine Anweisung für hundert Friedrichsd'or jährlich auf die Kriegskasse. Ich verstummte vor Freude und suchte vergeblich nach Worten, ihm meine Dankbarkeit zu bezeugen; endlich stammelte ich etwas dem Aehnliches her. Lassen Sie das gut seyn, unterbrach er mich, es gereicht mir zur besonderen Zufriedenheit, in etwas den großen Dienst zu vergelten, den Ihr Großvater meinem Vater erzeigte und dem verdienten Sprößlinge

einer ausgezeichneten Familie nützlich zu seyn. — Wie sehr wünschte ich, Ihr Geschlecht wieder zu dem Glanze erheben zu können, von dem es unverdienter Weise herabgesunken ist. — Allerdings geht mir ein derartiges Pländchen im Kopfe herum, aber es fragt sich, ob Sie geneigt wären, das Ihrige dabei zu thun?

Herr Chevalier, erwiederte ich, Ihre große Güte, die ich durch nichts zu erwiedern weiß, überrascht und beschämt mich und ich würde es für die größte Undankbarkeit halten, nicht dem Rathe eines so wohlwollenden und großmüthigen Mannes Folge leisten zu wollen. Befehlen Sie unbeschränkt über mich, Sie werden mich um desto williger finden, zumal da hier nicht allein von meinem Wohl, sondern von dem meiner ganzen Familie, die mir so sehr am Herzen liegt, die Rede ist.

Wären Sie gewilligt, zu heirathen?

Zu heirathen? — Sie scherzen, wovon sollte ich eine Frau ernähren? Der Gedanke, daß ein geliebtes Wesen, das sein Schicksal an das meine gekettet, mit mir Mangel leiden müßte, würde für mich eine Hölle auf Erden seyn.

Die Gesinnung, welche Sie eben äußern, macht Ihrem Herzen und Ihrem Charakter Ehre, doch habe ich keine andere bei Ihnen erwartet. Die Heirath, welche ich Ihnen vorschlage, sichert Ihnen unter allen

Bedingungen ein jährliches Einkommen von zwölftausend Livres.

Eine schöne Summe; aber diese zwölftausend Livres wären das Einkommen meiner Frau, dem ich nichts entgegen zu setzen hätte und so arm ich bin — von dem Einkommen meiner Frau möchte ich doch nicht allein leben.

Wer wird in unseren Zeiten noch solche Bedenklichkeiten hegen. Sie sind um einige Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen und gehören eigentlich in die Periode der Amadisse. — Doch Scherz bei Seite. — Die jungen Dame, welche man Ihnen zudenkt, ist von sehr guter Familie, eine entfernte Verwandte des Ministers, elternlos und reich. Sie hat Sie seit dem Tage, an dem Sie sich zuerst in der Antichambre einfanden, beobachtet; Ihr edles und doch so bescheidenes Wesen, der Kummer auf Ihrem Gesichte und was sonst noch die gefühlvollen Herzen junger Damen zu rühren vermag, hat ihr ein lebhaftes Interesse für Sie eingeflößt, aus dem zuletzt eine glühende Neigung geworden ist. — Sie erklärte dem Minister, daß sie nur mit Ihnen oder mit Keinem glücklich seyn könne. — Der würdige Mann ließ Sie scharf beobachten und trug mir, als alle Aussagen zu Ihrem Vortheil übereinstimmten, auf, die Sache einzuleiten. — Es hängt jetzt von Ihnen ab, Ihr Glück im vollsten Sinne des Wortes zu machen; weisen Sie es nicht von sich.

Es von mir weisen? rief ich vor Freude zitternd aus, denn die lachendste Zukunft bot sich meinen innern Blicken dar; mir war, als sei ich im Traume plötzlich aus der Hölle in den Himmel versetzt. Nur zu lange für meine jugendliche Ungeduld hatte der Druck des Mangels und der Entsagung auf mir gelastet, die schönsten Bilder zogen im raschen Gaukelspiel vor meinen Sinnen vorüber; ich sah im Geiste die Wonnetrunkenheit meiner Eltern, wenn ich an der Seite meiner jungen, geliebten, vornehmen Gattin Freude und Lust in ihre Behausung brächte; Alles dies übermannte mich, ich verstummte, betäubt von Seligkeit.

Nun? fragte der Chevalier gespannt. — Doch, setzte er hinzu, kennen lernen müssen Sie die Dame vorher auf jeden Fall. Ich erwarte Sie morgen früh um diese Zeit, wo ich Sie bei ihr einzuführen wünsche. Bis dahin leben Sie wohl.

Ich beurlaubte mich, nicht wissend, ob ich träume oder wache; mir war, als ob der Himmel sich plötzlich über mir geöffnet und alles Glück der Welt auf mich ergossen hätte. Ich, der arme Invalide, der noch vor einigen Stunden nicht wußte, wovon er in den nächsten acht Tagen seinen Unterhalt bestreiten sollte, ich plötzlich zu einem Gipfel des Wohlstandes erhoben, von dem mir in meinen kühnsten Träumen nichts vorgeschwebt hatte — wie reimte sich das zusammen. Die

Lust berauschte mich so, daß ich gar nicht eigentlich zur Besinnung kam und mit Ungeduld auf den nächsten Tag harrte.

Endlich erschien dieser, nach einer für mich schlaflosen Nacht. Zitternd begab ich mich zum Chevalier, denn mich quälte die Furcht, daß Alles nur ein Scherz gewesen sei von ihm oder vom Schicksal, aber sein Empfang beruhigte mich völlig und nach einer halben Stunde saßen wir im Wagen und fuhren zu der Dame. Wir wurden von ihr, so wie von einer älteren Dame, auf das Freundlichste begrüßt, doch schien es mir, als sei sie etwas verlegen, obgleich mir nicht entging, daß sie mich, wenn sie sich von mir unbeachtet glaubte, mit aufmerksamen Blicken betrachtete. Wir wechselten nur wenige Worte mit einander, denn sie entfernte sich bald; die ältliche Verwandte aber sprach ausführlich mit mir über unser Verhältniß, und verwies mich, als wir uns beurlaubten, in Allem an den Chevalier, da er der Vormund meiner künftigen Gemahlin sei.

Ich konnte unterweges nicht aufhören, dem Chevalier mitzutheilen, welchen Eindruck das holde Wesen auf mich gemacht hatte; etwas Lieblicheres konnte man nicht leicht sehen, ach und doch verbargen diese Engelszüge ein teuflisches Gemüth. — Sie war sehr schlank — —

„Genug," unterbrach ihn hier die Aebtissin, sich plötzlich erhebend; „genug für heute; auch verschonen Sie mich bei der nächsten Fortsetzung mit jeder Beschreibung körperlicher Reize, ich bin keine Freundin davon. Leben Sie wohl bis dahin, mein guter Eugen," setzte sie dann, als er sich betroffen empfahl, wohlwollend hinzu, gleichsam als wolle sie den harten Ton, mit dem sie die ersten Worte gesprochen, dadurch mildern.

5.

Als Eugen wieder zu der Aebtissin gerufen und von ihr aufgefordert wurde, in seiner Erzählung fort zu fahren, bemerkte er: Es hat mir fast geschienen, hochwürdige Frau, als sei ich bisher zu weitschweifig und ausführlich gewesen, was Ihr gütigst meinem herannahenden Alter, das ja geschwätzig machen soll, und dem Umstande, daß meine unglücklichen Schicksale das Einzige sind, von dem ich zu reden weiß, verzeihen mögt. Wohl kann Euch jedes einzelne Wort, das bei solchen, allerdings für mich wichtigen Gelegenheiten gewechselt wurde, unmöglich von dem Interesse seyn, das es mir gewährt, zumal da alles Erlebte aus jener Zeit sich mit Flammenzügen in meine Seele schrieb. — Ich werde mich daher genau nach der Weisung richten, die Ihr mir das vorige Mal gabt, und Alles so kurz wie möglich zusammendrängen.

„Ich wünsche nicht, daß Ihr das thut, erwiederte sie; im Gegentheil bitte ich Euch, mir nichts, nicht die geringste Kleinigkeit, zu verschweigen, sondern Alles ausführlich vorzutragen, denn es liegt mir daran, ein klares Bild von Allem zu bekommen, aus Gründen, die ich für jetzt noch Euch zu verschweigen für gut halte. Fahrt also getrost in Eurer alten Weise fort.“

Eugen gehorchte mit folgenden Worten: Als wir unterweges waren, schlug mir der Chevalier vor, sogleich zum Notar zu fahren, den er von Allem unterrichtet hatte und die Contracte zu unterschreiben. Ich war gleich dazu bereit; in meiner Ungeduld hätte ich auf der Stelle geheirathet, denn ich fürchtete immer, es würde noch irgend ein feindliches Ereigniß dazwischen treten und mir den Becher des Glücks, den ich schon an den Mund geführt, von den Lippen wegziehen. Ich konnte mir gar nicht begreiflich machen, daß wirklich ein solches Glück mich erwarte. — Der Notar legte mir zwei gleichlautende Contracte vor und forderte mich auf, dieselben aufmerksam zu prüfen; aber wie hätte ich jetzt für dergleichen Sinn gehabt, mir genügte die Ueberschrift: Ehecontract zwischen dem Herrn Eugen de Flasselles und der Demoiselle Eleonore Justine de Valgris. Unbedenklich ergriff ich eine Feder — und hatte mit einem raschen Zuge meine Verdammung unterzeichnet. — Der Chevalier lächelte wohl-

gefällig, als er meine Hast bemerkte, wünschte mir Glück und bat mich, mit ihm in das für mich und meine Gattin bestimmte Hotel zu fahren. Hier angekommen, führte mich mein Gönner überall herum, fragte mich, wie mir Alles gefallen und ob ich meine, daß auch meine Gattin zufrieden seyn würde mit den von ihm getroffenen Einrichtungen und that mir endlich, als ich dies lebhaft bejahte, den Vorschlag, mich schon am folgenden Tage mit meiner Verlobten trauen zu lassen, hinzufügend, daß alle Hindernisse, welche von den Gesetzen der Kirche ausgehen könnten, bereits durch die gütige Vorsorge des Ministers aus dem Wege geräumt seyen.

Mit Blindheit geschlagen, war mir damals nichts erwünschter. In der That führte ich, überselig, am folgenden Morgen eins der liebenswürdigsten Wesen zum Altar. Ich konnte mich nicht satt sehen an ihren Reizen, wähnte mich den Glücklichsten aller und richtete die wärmsten Dankgefühle an den Chevalier, den ich im Uebermaaß des Entzückens als meinen Schutzgott betrachtete. Als die Feierlichkeit vorüber war, ließ man meine junge Gattin wieder in ihre Kutsche steigen, worauf der Chevalier und ich unsere alten Plätze in dem Wagen, der uns hergeführt hatte, einnahmen. Wir fuhren eine Zeitlang hinter der ersten Kutsche her, dann bog aber plötzlich mein Fuhrwerk in eine andere Straße ein, und ehe ich mich

dessen versah, hielten wir zu meinem größten Erstaunen vor meinem alten Logis. Wir stiegen ab auf den Wunsch meines Begleiters und begaben uns auf mein Zimmer, wo mir der Chevalier einige Goldrollen übergab mit den Worten: Hier, Herr von Flasselles, ist das erste Vierteljahr Ihrer Einkünfte im Voraus; es wird Ihnen jedes Mal richtig auf dieselbe Weise ausgezahlt werden. Jetzt können Sie abreisen, wenn es Ihnen gefällt, werden aber nach meiner Meinung wohl thun, nicht zu zögern. — Wie meinen Sie das? fragte ich erstaunt. — Nun, Sie sprachen davon, zu ihren Eltern zurückzukehren, antwortete er. — Ja wohl, rief ich aus, ich brenne vor Begierde, ihnen meine liebenswürdige Frau vorzustellen. — Ihre Frau? an die dürfen Sie gar nicht mehr denken. — Was soll das heißen? — Sie sind sehr glücklich: kaum verheirathet und auch schon aller Verpflichtungen ledig. Wie Viele giebt es, die Sie beneiden werden, Sie Schooßkind der Dame Fortuna!

Jetzt überlief es mich und finstere Ahnungen stiegen in mir auf. Sie sprechen in Räthseln, Herr Chevalier, erwiederte ich in sehr ernstem Tone; bei Gott, ich bin nicht der Mann, der ungestraft mit sich spielen läßt. Was soll das Alles bedeuten? — Mein Gott, antwortete er mit einer Kälte, die mich durchschauerte; was wollen Sie denn, Sie haben ja freiwillig den Contract unterschrieben, in dem Sie allen

Ansprüchen eines Ehemanns, gegen eine jährliche Revenue von 12000 Livres, entsagen, und sich verbindlich machen, in der Provinz zu leben. Unser Geschäft ist jetzt beendigt. Leben Sie wohl.

Fort war er, verschwunden wie ein Blitzstrahl, der sich in den Wolken verliert. Ich blieb bewegungslos, wie an allen Gliedern gelähmt, und schaute mit stieren Augen nach dem Fleck, wo er noch vor Kurzem gestanden hatte, aber in mir kochte die Wuth über den schändlichen Betrug auf das Furchtbarste. Endlich erholte ich mich ein Wenig und eilte ihm nach, aber vergebens. Im Hôtel Belsac wies man mich mit den Worten ab: der Herr, welcher unter dem Namen eines Chevaliers de Vaudrange hier Zimmer gemiethet, habe dieselben nur als ein pied à terre benutzt und bereits schon wieder aufgegeben; wer er eigentlich sei und wo zu finden, das wüßte man nicht. — Ich erschöpfte mich jetzt in Muthmaßungen, aber es war, als ob der Schrecken und die Schmach mein Gedächtniß gelähmt hätten, denn ich konnte mich weder auf die Wohnung meiner schändlichen Gattin, noch auf den Namen des Notars, bei dem ich den Contract unterzeichnet hatte, besinnen. Wen sollte ich nun angreifen? wen verklagen? worauf meine Klagen gründen? Das sah ich wohl, daß man sich meiner zu bösen Zwecken bedient und ein abscheuliches Spiel mit mir getrieben habe; aber zu welchen Zwecken? Und

hatte ich wirklich in einem solchen Contracte allen Rechten der Ehe entsagt, was half es mir da, vor Gericht aufzutreten; man würde mir doch nur die böse Absicht zugetraut haben, noch mehr Geld erpressen zu wollen.

Wie wahnsinnig lief ich den ganzen Tag in den Straßen von Paris umher; gegen Abend kam ich zur Besinnung; die Natur machte ihre Rechte geltend und müde und erschöpft eilte ich auf mein einsames Zimmer. Hier bemerkte ich, daß ich noch in den Hochzeitskleidern sei; mit dem heftigsten Zorne riß ich sie vom Leibe und warf mich auf das Bett, mich allen Ausbrüchen des heftigsten Zorns überlassend. Endlich überraschte mich gütig der Schlaf. Als ich am folgenden Morgen erwachte, traten mir die Begebenheiten des gestrigen Tages wieder in aller ihrer Abscheulichkeit vor die Seele, aber mein Blut war kälter und ich beschloß vor allen Dingen, nichts ohne den Rath eines erfahrenen Mannes zu thun. Im Begriff mich anzuziehen, um einen Rechtsgelehrten aufzusuchen, überlegte ich noch, wen ich wählen sollte, als ein Diener der Polizei zu mir eintrat und mir ein versiegeltes Cabinets-Schreiben überreichte, das ich hastig erbrach. Es enthielt den Befehl, Paris binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen und mich nie ohne ausdrückliche Contreordre dieser Hauptstadt in einem Umkreise von funfzig Lieues zu nähern. Diese plötzliche Verbannung öffnete mir die Augen; ich sah, daß hier sehr mäch-

tige Personen mit im Spiele seyn müßten und beschloß, das tiefste Schweigen über mein unerklärliches Abenteuer zu beobachten, da es das einzige Mittel war, meinen guten Namen vor der Schande zu bewahren. Noch an demselben Tage reiste ich ab und obgleich ich Niemanden meinen neuen Aufenthalt anvertraute, so wurde mir doch dort mein Einkommen zu rechter Zeit aus den königlichen Kassen ausgezahlt. Da ich es nicht zurückweisen konnte, ohne Aufsehen zu erregen, so beschloß ich, es zugleich zum Besten meiner Familie zu verwenden.

Ich hatte mich in Valogou niedergelassen, dem Hauptversammlungsorte des Adels in der Basse-Normandie, dem es daher auch nicht an allen den Thorheiten fehlt, welche die Sucht, vornehm zu thun, hervorbringt. Anfangs hielt ich mich fern von den Kreisen meiner Standesgenossen, und lebte länger als ein Jahr wie ein Einsiedler; als jedoch auch einige meiner Kriegskameraden sich daselbst niederließen und meinen Umgang suchten, durfte ich mich nicht ausschließen, und war genöthigt, mich dann und wann in größeren Gesellschaften sehen zu lassen. So befand ich mich eines Tages in dem zahlreichsten und ausgesuchtesten Kreise der Stadt, als ein Offizier sich mir vorstellen ließ und mich mit den Worten anredete: Sie heißen de Flasselles, mein Herr; wären sie vielleicht mit der Marquise de Flasselles verwandt? — Das ist eine Dame, die

ungeheures Ansehen genießt und eine sehr wichtige Rolle spielt. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich ein Bischen bei ihr protegiren wollten — denn ich brauche Protection. — Die Aeußerung dieses Zudringlichen erfüllte mich mit Wuth und Verwirrung, doch verbarg ich meine Gefühle, so gut ich's vermochte, und erwiederte ihm kalt: Es ist möglich, mein Herr, daß ich mit der Dame, von der sie reden, verwandt bin, ohne es zu wissen; doch ist in unserer Familie kein Marquisat und wir stammen aus der Normandie. — Ganz recht, entgegnete er lebhaft, dort gehört auch der Gemahl der Marquise zu Hause. Das muß ein närrischer Kauz seyn. Nachdem er einen solchen Schritt gethan, sich mit der Maitresse eines großen Herrn zu verehelichen, ist er thöricht genug, die daraus für ihn entspringenden Vortheile nicht zu benutzen, sondern hat sich freiwillig verbannt und soll, wie man sagt, gleich einer Pflanze in einem entlegenen Winkel des südlichen Frankreichs vegetiren. Es muß ein rechter Thor seyn, nicht einmal die Früchte einer solchen Aussaat erndten zu wollen und seine Frau Gemahlin zu benutzen, wozu sie gut ist, zu einer ergiebigen Geldquelle nämlich.

Mich erstickte fast der Zorn, als ich diese Worte vernahm und die glühendste Röthe wechselte mit Todtenbläße auf meinem Gesichte, was jedoch der Schwätzer, mit dem ich zu thun hatte, glücklicher Weise nicht

zu bemerken schien. Ich sammelte mich und erwiederte ihm nach einer Pause: Sie drücken sich, glimpflich gesagt, sehr unvorsichtig aus; Sie können ja nicht wissen, in wiefern jenes Verhältniß auch mich berührt, und ob es mir nicht sehr schmerzlich ist, es so beurtheilt zu sehen. — Entschuldigen Sie, antwortete er gutmüthig, ich habe nicht die geringste Absicht gehabt, Sie mit meinen Reden zu verletzen; dergleichen Dinge sind ganz gewöhnlich in unsern Tagen und ich war hier nur das Echo von halb Paris. — Lassen Sie uns davon abbrechen, entgegnete ich trocken, dort wird gar viel geschwatzt. — Ja, erwiederte er, aber auch viel gethan, von dem eben nicht gesprochen wird. —

Nachdem ich mich bemüht hatte, die widrigen Gefühle in meinem Innern, welche während dieser Unterredung sich meiner bemächtigt hatten, zurückzudrängen, verließ ich die Gesellschaft, in welcher der Zufall mir völlige Aufklärung über mein bisher unbegreifliches Abenteuer gegeben hatte. — Es war mir jetzt selbst ein Räthsel, wie ich so lange hatte das Rechte verfehlen können und mir eher alles Andere, nur nicht eine solche Entwickelung gedacht hatte. Unfähig, länger dem Zorne zu widerstehen, den der Gedanke, meinen guten Namen auf eine so schändliche Weise misbraucht zu sehen, in mir erregt hatte, beschloß ich, allen Gefahren zu trotzen und nach Paris zu gehen, um durch meine Gegenwart

jener Schmach ein Ende zu machen, auf eine Weise, die ich für möglich hielt, aus dem einzigen Grunde, weil sie ehrenvoll und rechtmäßig war. Wie wenig kannte ich doch die Welt! —

Kaum in der Hauptstadt angekommen, hatte ich auch keine Ruhe mehr, so mächtig herrschte mein Gefühl in mir vor. Ohne Zögerung spürte ich dem verderbten Wesen nach, das meinen Namen unverdienter Schande Preis gab. Es ward mir nicht schwer, das verruchte Weib aufzufinden, nur zu bekannt war seine Lebensweise. Die einzige Klugheitsmaaßregel, welche ich für nöthig erachtete, bestand darin, mich in dem Hotel, wo ich abgetreten war, anders zu nennen, als ich wirklich hieß. So kam es, daß ich unbemerkt von der Polizei blieb, oder doch unbeachtet, denn sonst würden meine Gegner gewiß nicht unterlassen haben, allen meinen Unternehmungen dadurch zuvorzukommen, daß sie sich so schnell wie möglich meiner Person versicherten. Sie hatten ja die volle Macht in ihren Händen.

So verflossen mir zehn Tage im Schwanken und in der Unschlüssigkeit; endlich führte mich eines Morgens der Zufall vor dem prachtvollen Hotel, das auf eine so schimpfliche Weise mit der Inschrift Hôtel de Flasselles prangte, vorbei. Mein Blut kochte bei dem Anblick und ohne mich zu besinnen, eilte ich hinein. Der Schweizer hielt mich im Thorwege auf; ich fragte inständig nach der Marquise de Flasselles, denn diesen

Titel hatte sich, Gott weiß mit welchem Rechte, die Schändliche beigelegt. — —

„Laßt solche Beiwörter weg, unterbrach ihn hier plötzlich die Aebtissin, die bisher ausführlich, doch wie es schien mit geheimem Widerwillen, zugehört hatte. Laßt solche Beiwörter weg, wiederholte sie, ich liebe dergleichen nicht. Fahrt in dem ruhigen Tone fort, in dem Ihr begannt.“

Verzeiht, hochwürdige Frau, erwiederte er, so oft ich auch jene Scene mir zurückrief, so bin ich doch noch immer nicht Herr über die Gefühle geworden, die das Andenken an dieselbe in mir erweckt, obgleich schon so lange Jahre dazwischen liegen. Es ist jetzt zwiefach Unrecht von mir, mich bei dieser Gelegenheit gehässigen Gesinnungen hinzugeben; mein Alter und Eure Gegenwart, der das Ganze ja so fern steht, wie das Meer dem Monde, sollten mir allerdings Fesseln angelegt haben, aber leider klopft mein Herz mitunter noch jugendlich heftig. Entschuldigt es für dieses Mal, ich werde im weiteren Verlaufe streng über mich wachen.

„Das erwarte ich von Euch,“ entgegnete die Aebtissin.

Eugen fuhr fort: Ich schützte bei dem Portier eine wichtige Angelegenheit vor; er zeigte mir stolz das Vorzimmer, in das ich mich eilends begab. Hier fand ich einen Lakaien, dem ich mein Anliegen wiederholte; er wies mich vornehm und verächtlich zurück,

wurde jedoch geschmeidiger, als ich ihm ein Goldstück in die Hand drückte, versprach mich zu melden, ging fort und ließ mich auch nur eine halbe Stunde warten, die mir sehr langsam verfloß, da mich die Furcht quälte, erkannt worden zu seyn. Endlich kam er zurück und führte mich in ein anderes Zimmer, mit dem Bedeuten, seine Gebieterin würde sogleich erscheinen.

Die seltsamsten Empfindungen wechselten während dieser kurzen Zeit in meiner Seele, doch hatte ich mich hinreichend gefaßt, um ihr mit Ruhe entgegentreten zu können, als sie kam. Sie bemühte sich, Würde und Wohlwollen zu affectiren, da sie in mir einen Bittenden vermuthete, der ihres Schutzes bedürftig sei. Aber kaum erblickte sie mich, als sie sich auch schon meiner Züge erinnerte und kaum im Stande war, ihre Verwirrung zu verbergen. Welche Ueberraschung, rief sie; wer hätte Sie je hier erwartet, mein Herr, was führt Sie her? — Die Ehre, erwiederte ich mit ernstem, ruhigem Ton; aber wenn ich mich nicht irre, so wird sie hier in diesen vergoldeten, schön geschmückten Zimmern schwerlich zu finden seyn. Man hat hier meine Unerfahrenheit gemisbraucht, mich um meinen guten Ruf betrogen, meinen unbefleckten Namen gebrandmarkt. — Diese Anrede hatte sie nicht erwartet, das Gefühl ihrer Schuld lähmte ihre Zunge und sie suchte vergeblich nach Worten. — Denkst Du, Schändliche, rief ich heftiger aus, daß ich diese Schmach gut-

willig dulden werde? Ich verlange meine befleckte Ehre, meinen geschändeten Namen von Dir zurück, oder ich werde Dich mit dem Gesetz zwingen, Deine und meine Schande in einem Kloster zu verbergen. Das Recht ist auf meiner Seite und ich trotze Deinem Verführer und seinen Helfershelfern, so lange ich noch Kraft habe, meinen Arm zu heben. Ich verlange Deinen Entschluß auf der Stelle.

„Wir wollen hier für heute schließen, sagte die Aebtissin mit unsicherem Tone; ich habe einst eine ähnliche Scene erlebt — das heißt: ich war dabei zugegen und die Erinnerung daran weckt Gefühle in mir, die zu quälend sind, als daß ich meiner wankenden Gesundheit erlauben dürfte, sie wieder in vollem Maaße auf mich einwirken zu lassen.

Eugen blickte sie verwundert und fragend an, sie aber winkte ihm mit der Hand, ohne weiter ein Wort hinzuzusetzen, er möge sich entfernen. —

6.

Er fuhr am nächsten Tage also in seiner Erzählung fort: Während meiner langen Rede schien sie sich gesammelt und ihre Fassung wieder gewonnen zu haben. Sie trat mir mit eherner Stirn entgegen, maaß mich mit stechendem Blicke und sagte mit schneidender Stimme: Was will der Mensch, mein Freund, ich erstaune über Eure Verwegenheit; ich kenne Euch gar nicht. —

Jetzt hielt ich mich nicht länger, da ich vollends bemerkte, daß sie nach der Klingel faßte. Ich fing ihren Arm auf, setzte ihr die Spitze meines Degens auf die Brust und sagte ihr mit gedämpfter Stimme: Wenn Du Dich rührst, Ungeheuer, so bist Du des Todes. Meine Wuth erschreckte sie dermaaßen, daß sie in Ohnmacht fiel. Diesen Augenblick benutzte ich und entfernte mich. Das Gefühl der Ehre hatte mich in ihre Wohnung geführt, aber es hielt mich vom Aeußersten zurück; ein so schlechtes Weib war meiner Rache nicht werth.

Nach einem so tollkühnen und unnützen Schritt wäre nun wohl das Gerathenste gewesen, Paris auf der Stelle zu verlassen; theils aber kannte ich die Macht meiner Gegner nicht, theils wollte ich auch nicht vergeblich die Reise unternommen haben. Ich verließ mich auf die Gesetze und glaubte thörichter Weise, unverletzlich unter dem Schutze derselben zu seyn. Mein erster Gang war zu einem berühmten Rechtsgelehrten. Er hörte mich aufmerksam an und schien bereit, sich meiner anzunehmen, als ich ihm jedoch meinen Namen nannte, rief er erschreckt: Gegen die Marquise de Flasselles, die Geliebte des Herzogs von X., des Ministers. Nein, mein Herr, der Sache kann ich mich nicht annehmen, ohne mich auf immer unglücklich zu machen. Dieselbe Antwort gaben mir noch vier oder fünf seiner Kollegen und ich ver-

zweifelte schon, einen Anwald zu finden, bis man mich endlich zu einem sehr gelehrten, aber sehr armen Advokaten führte, der sich erbot, meine Rechte wahrzunehmen, weil er, wie er mit bitterm Lächeln sagte, selber nichts mehr zu verlieren habe.

In etwas beruhigt, suchte ich meine Wohnung auf, um meinem ermüdeten Körper einige Ruhe zu gönnen. Ich glaubte mich gänzlich sicher unter erborgtem Namen und überließ mich sorglos dem Schlafe. Da wurde ich plötzlich um Mitternacht, durch lautes Klopfen an meiner Thüre, aufgestört. Noch mit dem Schlafe ringend, richte ich mich im Bette auf, als sich auch schon mein Zimmer mit Bewaffneten füllt, deren Anführer mir einen Verhaftsbefehl überreicht. Aller Widerstand war vergeblich. Ich wurde an Händen und Füßen gebunden und in einem geschlossenen Wagen nach dem Kerker gebracht. Hier mußte ich tief unter der Erde, in völliger Ungewißheit, drei furchtbare Tage zubringen; dann wurde ich zum zweiten Male fortgeschleppt, wobei ich die Besinnung verlor.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich, kreuzweis gefesselt, im Irrenhause wieder. Meine nächsten Wandnachbarn waren Wahnsinnige. Es war schlau berechnet, daß auch ich, der schlechtesten Behandlung ausgesetzt, körperlichen wie geistigen Leiden Preis gegeben, auf diese Weise untergehen solle, und so nie im Stande seyn würde, als mein eigener Rächer auf-

zutreten. Ich war nahe daran; aber ein lichter Augenblick rettete mich vor dem gräßlichsten Verderben; der Gedanke an Gott bewahrte mich vor Verzweiflung; ich sah, was fester Wille vermag, beschloß, alle Kräfte des Verstandes gerade darin zu üben, mir ihn ungeschwächt zu erhalten, und es gelang mir.

Doch die Erinnerung an jene Schreckenszeit greift meinen geschwächten Körper noch immer furchtbar an. Eure Güte, hochwürdige Frau, wird mir eine kurze Pause gestatten.

Die Aebtissin winkte bejahend und deutete mit der Hand, er solle sitzen bleiben, während sie aufstand und mit unruhigen Schritten das Zimmer maaß. — Sie schien sehr bewegt zu seyn von Eugens Erzählung, und es währte geraume Zeit, ehe sie sich wieder ihm gegenüber niederließ und ihn fragte, ob er stark genug sey, fortzufahren.

Er bejahte es und gehorchte ihrem Befehl. — Zwei Jahre, zwei volle Jahre verbrachte ich unter diesen Quaalen und den Mishandlungen eines rohen, hartherzigen Wächters; nur der Gedanke an Gott und ein gewisser geistiger Trotz hielten mich aufrecht. — Da fügte es mein guter Genius, daß mein Tyrann starb und ein neuer, menschenfreundlicher Wärter an seine Stelle kam. Um mich nicht zu verrathen, stellte ich mich, als wenn ich allmählich unter seiner Behandlung ruhiger würde, weshalb mir endlich immer mehr

und mehr Freiheit zu Gute kam. — Ich wurde aus meiner Zelle gelassen und den stillen Irren zugesellt.

Jetzt erreichte mein Schicksal einen Wendepunkt; ich kann an jene Zeit, ob auch unter tiefem Schmerz, doch nur mit der größten Liebe zurückdenken, denn ich fand ein Herz, das an dem meinen für das meine schlug. Als ich zuerst um die Mittagsstunde mit den übrigen Unglücklichen auf dem großen für uns bestimmten Platze spazieren ging, reizte ein junges Weib, das in einem Winkel sich angelegentlich mit einem Kätzchen beschäftigte, meine Aufmerksamkeit. Ein lieblicheres Wesen habe ich nie gesehen, und noch jetzt, wenn ich ihrer gedenke, fallen mir die Worte eines Dichters ein, die ich einmal von einem Freunde hörte: Sie saß da, wie die Geduld bei einem Grabmal, den Kummer anlächelnd. Ich näherte mich ihr und hörte, wie sie die Katze liebkoste, als sei es ein geliebtes Kind. Als ich sie anredete, sprang sie plötzlich auf, sah mir starr in das Gesicht und rief: Wilhelm, mein Wilhelm, bist Du wieder da; hat Dich die böse Nixe freigegeben? jetzt darfst Du Dich nicht von mir trennen! — Der Ton ihrer Stimme hatte etwas so unbeschreiblich Rührendes, daß mir die Thränen aus den Augen stürzten. — In ihre Gedanken eingehend, setzte ich mich zu ihr; sie reichte mir das Kätzchen hin, als sei es ein Kind, das sie mir, den sie für ihren Gatten hielt, in der Abwesenheit geboren; ich verfehlte nicht, dasselbe zu

liebkosen und bestärkte sie dadurch noch mehr in ihren Ideen. — Ach, es that mir so wohl, einem anderen armen Wesen mild und freundlich seyn zu können, und die wenigen Stunden, die uns im Freien zuzubringen vergönnt waren, verflossen mir nur zu schnell. — Sie war, wie ich aus ihren eigenen Worten vernahm, die Geliebte und verlobte Braut eines jungen Seemanns gewesen, ihre Hochzeit war bereits angesetzt; heiße Liebe ließ sie sich vorher vergessen. Plötzlich wurde ihr Verlobter von seinem Urlaub zurückgerufen; das Schiff, auf dem er diente, war zu einer geheimen Expedition bestimmt. Er ließ sich schnell mit ihr trauen, reiste unmittelbar nachher ab und kehrte nicht wieder. Als sie ihrer Entbindung nahe war, ward ihr auf unvorsichtige Weise die Nachricht von seinem Tode hinterbracht. Ihr Kind starb gleich nach der Geburt, sie verfiel auf die fixe Idee, ihren Gatten halte eine Nixe im Meere zurück, ihr Kind sei in eine Katze verwandelt und Beide würden an demselben Tage erlöst werden. Von ihren Verwandten in die Anstalt gebracht, in der auch ich mich befand, wurde sie, da kein Mittel anschlagen wollte, von den Aerzten für unheilbar erklärt, und da sie äußerst sanft und gutmüthig war, weiter nicht gestört.

Meine Gegenwart wirkte mächtig auf sie ein; es muß eine geheime Verbindung der Seelen geben, die wir nur zu ahnen, nicht zu begreifen vermögen. —

Ihr Irrsinn nahm mehr und mehr ab, je stärker die Neigung zu mir sich ihres Gemüthes bemächtigte. — Vor den neuen Gefühlen schien sie das Gedächtniß für vergangene Leiden gänzlich zu verlieren. Mein Herz war bald ihr eigen; wer war glücklicher als ich; so gut war es mir noch nie geworden, sie war der erste Sonnenstrahl, der in die lange dunkle Nacht meines Jammers drang.

Eugen hielt hier einen Augenblick ermattet inne. Die Aebtissin vermochte nicht, ihre Thränen, die reichlich flossen, zu unterdrücken. Er fragte sie bescheiden, ob er für dieses Mal schließen solle. — „O nein, nein!" rief sie lebhaft, „laßt mich Alles hören, Alles; es hebt meine Seele empor zum Vater des Lichts und der Gnade."

Wir wurden Beide von den Aerzten für geheilt erklärt. Der Director der Anstalt ließ mich eines Tages rufen und sagte zu mir: Als man Sie brachte, ward mir bei Verlust meiner Stelle der Befehl, Sie nur todt aus dieser Anstalt zu entlassen und jede wichtige Veränderung, die sich mit Ihnen zutrüge, zu melden. Ein großes Geheimniß muß an Ihre Person gekettet seyn, mir ziemt es nicht, dasselbe erforschen zu wollen. — Aber, ich habe Sie jahrelang beobachtet und Sie haben mir Achtung eingeflößt; ich möchte nicht das Meinige dazu beitragen müssen, Sie zu verderben. Wollen Sie in der Anstalt bleiben, so handle ich nicht

gegen jene Befehle; die Stelle eines Sekretairs ist durch die weitere Beförderung des jetzigen erledigt; ich trage Ihnen dieselbe an, wenn Sie mir einen heiligen Eid schwören, so lange ich lebe, nie ohne meine ausdrückliche Einwilligung die Schwelle dieses Hauses zu überschreiten.

Ich schwor es ihm, ohne mich zu besinnen; die Mauern des Irrenhauses waren für mich ein gerechter Schutz; was konnte ich Aermster draußen erwarten, als Verfolgung und Verderben, oder Schmach und Armuth.

Melanie, so hieß die holde Kranke, sollte zu ihren Verwandten zurück kehren; sie wollte sich nicht von mir trennen. Der menschenfreundliche Vorsteher vermittelte unsere Ehe, sie wurde mein Weib.

Funfzehn volle Jahre lebte ich glücklich, denn ein Engel auf Erden wandelte mir zur Seite; sie gebar mir drei Kinder, die jedoch bald wieder starben; es waren die einzigen Wermuthstropfen in meinen Freudenbecher. Aber ach, Ruhe war mir nicht bestimmt.

Es gehörte zu meinem Amte, die angekommenen Briefe dem Vorsteher der Anstalt zu überbringen, und dieselben, sobald er sie gelesen, zu ordnen und nach seiner Anweisung zu beantworten. Als ich eines Morgens zu diesem Behuf bei ihm verweilte, blickte er mich plötzlich, von einem eben eingelaufenen Schreiben aufsehend, erschreckt an und sagte, sich scheu umsehend,

ob uns auch Niemand belausche: Eugen, Sie müssen fliehen; mir wird so eben der Befehl, Sie, falls Sie noch am Leben und nicht gänzlich von Sinnen sind, augenblicklich nach Paris zu senden und den Chevalier Vaudranges davon zu benachrichtigen.

Den Chevalier Vaudranges — rief ich entsetzt und die Worte erstarben mir auf den Lippen; meine Kniee bebten, meine Glieder zuckten gichtisch; aller Jammer meines Lebens trat mir wieder vor die Seele und brachte mich dem Wahnsinn nahe. — Eilen Sie, sagte der Director; Sie haben keine Zeit zu verlieren, denn ich erwarte, wie Sie wissen, täglich die königlichen Kommissarien, die unsre Anstalt untersuchen sollen. Hier sind Mittel zur Flucht; theilen Sie Ihrer Gattin das Nöthige mit; die nächsten Stunden dürfen Sie nicht mehr hier finden. —

Halb besinnungslos stürzte ich zu Melanie. Ich hatte ihr bisher meine Schicksale sorgsam verschwiegen; in der gegenwärtigen Angst erzählte ich sie ihr. Sie hörte mir furchtbar gespannt zu. Als ich endete, rief sie: das ist Strafe Gottes; wir sind Beide Eidbrüchige; Du warst verehelicht, ich war es; denn Wilhelm lebt noch, die Nixe hält ihn fest und läßt ihn nun gar nicht wieder los.

Im nächsten Augenblick schon kannte sie mich nicht mehr; der Wahnsinn hatte im Nu wieder seine Beute gepackt; sie lebte allein in den alten irren Erinnerun-

gen. Mich erfaßte die gräßlichste Seelenangst; mit zerrissenem Herzen verließ ich sie.

Ich floh nach Amerika, die Morgenröthe der Freiheit war eben über diesem Lande aufgedämmert. In einer Wildniß siedelte ich mich an und lebte meinem Kummer; da überfielen mich eines Tages die wilden Eingebornen und schleppten mich mit sich herum. Nach einigen Monaten wurde ich wieder befreit, aber mein Körper hatte unterliegen müssen, die fallende Sucht verließ mich seitdem nicht wieder.

Die Sehnsucht nach meinem Vaterlande übermannte mich; ein mitleidiger Seemann nahm mich unentgeltlich mit; ich betrat Frankreichs Boden wieder, und erreichte nach langer Wanderung die Irrenanstalt. Melanie war todt, der Director auch, mich kannte dort Niemand mehr.

Ich bettelte mich durch nach Paris; mein schändliches Weib war verschollen; ihr Hotel hatte schon den dritten Besitzer seitdem und führte meinen Namen nicht mehr.

Nun wandte ich mich nach der Normandie, meine Eltern schlummerten längst in der Gruft ihrer Ahnen: meine Familie war durch mich wieder zu Wohlstande gelangt, aber sie stieß mich als einen Betrüger von sich. —

So wanderte ich denn nun, ein Bettler, herum und suchte einen Stein, auf den ich mein müdes Haupt hinlegen könnte zum Sterben. Mir war kein anderes Eigenthum geblieben als la Rochefaucoulds Gedanken; es war ein Spott des Schicksals: ich hatte das Buch mir gekauft am Tage vor meiner Vermählung zu Paris. Ihr habt Euch meiner erbarmt, mich gebettet; erlaubt, daß ich es Euch zum Andenken lasse, wenn ich einst nicht mehr bin, ich habe nur das und meinen innigsten Dank.

Doch jetzt, nachdem Ihr meinen Jammer vernommen, frage ich Euch: Ist Gott gerecht?

„Gott ist gerecht!“ antwortete die Aebtissin, aber ihre Stimme zitterte und ihre Kniee wankten.

7.

Es war, als ob das Bedürfniß, noch einmal alle seine Leiden einer fühlenden Seele mitzutheilen, das Einzige gewesen sei, was Eugen an die Erde fesselte. Er wurde mit jedem Tage schwächer und konnte bald das Bett nicht mehr verlassen. Die Aebtissin pflegte ihn eigenhändig und wich fast nicht von seinem Lager, es schien, als sei alle ihre angenommene Strenge ihm gegenüber von ihr gewichen. Er erkannte ihre Güte mit dankbarem Herzen an, aber es machte ihn doch verlegen, und er wurde stiller und wortkarger in ihrer

Gegenwart, da er sonst mitunter in schmerzensfreien Stunden heiter zu seyn pflegte. Die Aebtissin las ihm viel aus geistlichen Büchern vor und suchte durch fromme Gespräche seine Seele zu Gott zu wenden, was seiner Sinnesart ebenfalls unbequem seyn mochte und ihn in eine gewisse Unbehaglichkeit versetzte, die er jedoch aus Ehrfurcht nicht laut werden ließ. Seine Krankheit wuchs mit Riesenschnelle und nach Verlauf von acht Tagen fühlte er lebhaft, daß er sich wohl nicht wieder von seinem Lager erheben würde. Er bat daher die Aebtissin eines Tages, als sie um die gewohnte Zeit bei ihm eintrat, jetzt jene Papiere in Empfang zu nehmen und sie als sein Vermächtniß Eleonoren von Saintonge, Marquise de Flasselles, zukommen zu lassen, falls es ihr möglich sei, dieselbe aufzufinden.

Es soll geschehen, sagte die Aebtissin, doch nur unter der Bedingung, daß Ihr Alles das ihr verzeiht, was sie an Euch verschuldete.

„Ihr verzeihen, nimmermehr!" rief er mit halberloschener Stimme und die Gluth des Zorns röthete auf Momente sein bleiches Antlitz.

Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr, erwiederte die Aebtissin mit schwermüthigem Ton; wollt Ihr mit feindseligem Gemüthe von dieser Erde scheiden und eben so vor Eueren Richter treten?

„Das will ich," entgegnete er, „ich will ihn fragen, ob er gerecht richtet und warum ich vor Vielen auserkohren wurde, solche Quaalen zu leiden."

Er wird Euch antworten: Eugen, weißt du Kurzsichtiger, was vorher war, was nachher seyn wird?

Der Kranke verstummte und schloß die Augen; er schien gewaltig mit sich zu kämpfen.

Bedenkt, fuhr die Aebtissin fort, wenn nun Eleonore noch lebt, herabgestürzt von ihrer Höhe, eben so tief gedemüthigt, als vorher in den Augen der Menschen erhaben; wenn ein besserer Geist über sie kam, und sie gutzumachen strebt, was sie früher verdarb? Aber die Reue hat sie ereilt, die Gewissensbisse peinigen sie; alle Buße scheint ihr nicht genug, und sie führt ein grausenvolles Leben, ein Daseyn voll Angst und Marter; denn unversöhnlich sieht sie Euch in ihren Gedanken und Euer Bild raubte ihr jeden Augenblick der Ruhe. Eure Verzeihung würde ihr aber ein Zeichen seyn, daß auch Gott ihr verziehen hat. Wollt Ihr dennoch scheiden, ohne ihr verziehen zu haben?

„Ich habe zu viel durch sie gelitten; ich verzeihe ihr nicht."

Plötzlich sank die Aebtissin vor seinem Lager nieder und rief mit herzzerreißender Stimme: — Eugen, in Eleonorens Namen beschwöre ich Euch, bei dem Andenken an Melanie, die Euch wie ein Engel des Lich-

tes jenseits entgegen treten wird, vergebt, vergebt der Sünderin.

„Hochwürdige Frau," rief er erschrocken und richtete sich mühsam auf, „nur Gott, erhebt Euch — Ihr knieet vor mir? vor mir, dem Ausgestoßenen, dem Bettler."

Ich weiche nicht, erwiederte sie, bis ich Vergebung für Eleonore von Euch erfleht habe. —

„Was vermöchtet Ihr nicht über mich, Edelste auf Erden!" antwortete er. — Gebt Ihr die Papiere, wenn Ihr je ihren Aufenthalt erfahret, und sagt ihr, der sterbende Eugen habe ihr um Euretwillen verziehen."

Die Papiere sind bereits in ihren Händen, versetzte sie, sich langsam aufrichtend. — Ich bin Eleonore de Saintonges, Eure unwürdige Gemahlin.

„Allmächtiger Gott," rief Eugen und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. Seine Sinne verließen ihn, er sank leblos auf das Lager zurück.

8.

Es war nur eine Ohnmacht gewesen; noch einmal kehrte Leben in seinen schwachen Körper zurück. Als er aus seiner Erstarrung erwachte, knieete die Aebtissin wieder wie vorher neben ihm; sie hatte seine Hand ergriffen, und drückte ihre brennenden Lippen

darauf; heiße Thränen rollten von ihren Wangen herab. Er bedurfte einer geraumen Zeit sich zu sammeln, dann sagte er, langsam aber mit dem Ton innerster Ueberzeugung: — „Ja, Gott ist gerecht.“

„Gott ist gerecht!“ wiederholte sie, „Uns wird Strafe für unsere Sünden auf Erden.“ Lohn für das Gute, das wir hienieden thaten, im Himmel. Laß mich Dir beichten, Eugen; nicht, wie ich dazu kam, ein verführtes, verderbtes Weib zu werden; ich fiel, geblendet, wie so viele Andere, von Eitelkeit und weltlicher Macht, aber wie ich strebte, wieder gut zu machen, und wie mich Gott erweckt hat aus dem Taumel der Sünde. Als Du damals nach Paris kehrtest und Deine mit Füßen getretene Ehre Dich zu mir führte, da ergriff mich die heißeste Liebe zu Dir, und ich verzehrte mich in Sehnsucht nach Deinem Besitz, Dein Bild begleitete mich überall; doch mein Verführer, der seine Beute nicht wollte fahren lassen, und dem ich in aufgeregter Stimmung verrathen hatte, was in mir vorging, verfolgte Dich und täuschte mich mit der Erdichtung von Deinem Tode. — Ich trauerte um Dich wie das treueste Weib um den geliebtesten Gatten, aber die Lust der Welt riß mich wieder in ihren Strudel, bis endlich die furchtbarste aller Krankheiten, die Blattern, mich heimsuchte, und jede Spur der Schönheit vertilgte. Mein schändlicher Verführer war gesättigt,

ich hatte keinen Reiz mehr für ihn und er verstieß mich. Im Hohne, als ich ihn mit Vorwürfen überhäufte, verrieth er mir, daß Du noch lebest, und beauftragte seinen Helfershelfer, Dich zu mir zurückzuführen. — Hätte ich ahnen können, daß das, was, wie ich hoffte, mich und Dich glücklich machen sollte, so unendliches Weh über Dich bringen würde, gewiß, ich hätte Allem entsagt. Du warst spurlos verschwunden; ich wandte mich zu diesem Kloster, meine strengen Bußübungen erwarben mir das Vertrauen der Aebtissin, ich ward ihre Nachfolgerin. O, Du weißt nicht, wie mich Dein Bild unabläßig verfolgte, wie ich allnächtlich vor Gott im heißen Gebet auf den Knieen lag und mir Versöhnung mit Dir von ihm erflehte. Kannst Du mir jetzt noch verzeihen?

„Ich habe Dir verziehen, Eleonore. Gottes Wege sind dunkel und unerforschlich, aber sie führen zum Besten. Dort winkt mir Melanie als ein Engel des Friedens; aber auch Du wirst, wenn Du dort eingehst, nicht trauernd seitwärts von uns stehen. Die Liebe, die uns hier fremd blieb, wird uns dort vereinen. — Gott ist gerecht! —

Nach wenigen Tagen war Eugen nicht mehr. Er wurde auf dem Friedhofe des Klosters begraben; ein einfacher Stein schmückte den Hügel, unter dem er

schlummerte, nur mit seinem Namen und der Inschrift: „Gott ist gerecht!“ verziert.

Hier weilte die Aebtissin oft in andächtigstem Gebet. Sie wandelte noch lange auf Erden, ein Muster der Frömmigkeit, und that unendlich viel Gutes in ihrem Kreise. Endlich ging sie ein zu dem Frieden des Herrn, versöhnt mit ihrem eigenen Herzen.

Der Schiffskoch.

Erzählung.

1.

Eine völlige Windstille war eingetreten. Die Matrosen saßen hier und da vertheilt auf dem Schiff und flickten die Segel. Das Fahrzeug selbst lag ruhig auf der spiegelglatten Fläche des Meeres zwischen dem 20 und 21 Grade der Breite. Es regte sich kein Lüftchen, und langsam ging die Sonne unter. — Da fing mit einem Male Jacob, ein Matrose, an, ein Lied zu pfeifen, das eine rasche, einem Tanz ähnliche Melodie hatte. Zürnend eilte der Kapitain, der auf dem Verdeck hin und her ging, auf ihn zu, und rief ergrimmt: „Kerl plagt Dich mehr als einer? Zehn tausend Tonnen Teufel sollen Dir in den Leib fahren, daß Du jetzt anfängst zu pfeifen. — Willst Du den Sturm heraufrufen? Im Augenblicke hältst Du das Maul, oder das getheerte Ende fliegt dir um die Ohren herum, und pfeift Dir ein Lied, daß Du den Himmel für einen Dudelsack ansiehst.“ Jacob antwortete ihm nichts und pfiff ruhig

weiter. Wüthend hob der Capitain den Arm, um nach dem Pfeifenden zu schlagen, da packte ihn der Schiffskoch von hinten und warf ihn zu Boden, die beiden andern auf dem Schiffe dienenden Matrosen traten hinzu, und ließen in ihren drohenden Mienen deutlich lesen, daß sie nichts Gutes im Schilde führten. „Um Gott, Kinder," rief der Capitain, „was soll das, was wollt Ihr? Wollt Ihr Meuterei anzetteln?" „Was das soll, Seehund von einem Patron," sagte der Schiffskoch, in breitem Inseldänisch, „was das soll? Das kannst Du doch wissen. — Hast Du wohl vorgestern, eben als wir in die See stachen, den fliegenden Holländer gesehen? Der winkte Dir. Und der Sturm, den Jakob herauf gepfiffen hat, der ist auch für Dich. — Denn wir haben's satt, schwedische Katze, uns von Dir länger kujoniren zu lassen; darum bet' Dein Vater unser, Deine Stunde ist gekommen, grüß Deinen Bruder, den Hai." —

„Um Gotteswillen, habt Erbarmen," erwiederte, an allen Gliedern zitternd, der noch immer auf dem Boden liegende Schiffsherr, „denkt an meine arme Frau und an meine Kinder, ich will Alles thun, was Ihr wollt, schont nur mein Leben, ich will dem das Commando übertragen, den Ihr wählt, will gar nichts mehr zu sagen haben, will als Passagier, als Spielvogel, als Kochs Maat mitgehen, nur schenkt mir das Leben."

„Daß wir Narren wären, sagte der riesige Schiffskoch, „damit Du wieder nach Tönningen kämst und uns anklagtest wegen Meuterei. Da verstehen die Landratten keinen Spaß, und wir könnten, ehe wir uns dessen versähen, Klöppel in der großen Feldglocke werden. — Hast Du kein Erbarmen mit uns gehabt, haben wir keines mit Dir. Meinst Du, daß wir vergessen haben, woran Hans Steen gestorben ist; Du hast ihn umgebracht, denn er war noch nicht todt, und hätte davon kommen können, vom schwarzen Fieber nämlich, das er sich bloß holte, weil Du bei'm Löschen nicht littest, daß er sich ausruhen durfte, da gabst Du ihm, dem Todtkranken, einen Schlag auf den Kopf, als wir wieder in See stachen, und wir mußten ihn in die See schmeißen, mit einem Stein um den Hals, und der arme Junge fuhr ab, ohne Vater unser und Gebet. — Aber den Abend, haben wir's geschworen, so wie Du wieder Einen schlecht behandelst, so solltest Du selbst Seewasser saufen, und nun halten wir Wort."

Sprachlos lag der Capitain auf dem Boden und blickte die Meuterer mit flehenden Mienen an. —

„Glaub' nicht, daß wir Dir an Hab und Gut wollen," sagte Wilm Knudsen, ein dritter Matrose, „bei Heller und Pfennig überliefern wir Alles an die Rheder; Du kannst Dein Testament aufsetzen, und wir wollen's redlich abgeben. — Schreib." —

Bei diesen Worten gab er ihm Bleifeder und Papier hin. — „Ich muß mit Dinte schreiben," sagte der Kapitain, „das Blei verwischt sich, laßt mich in die Cajüte." —

„In die Cajüte," grinste der Schiffskoch, „behüte, das würde dem Steuermann sein Leben kosten, der sich zum Schlafen in die Cajüte gelegt hat; denn wenn er darum wüßte, so müßten wir ihn Dir zur Gesellschaft mitgeben, damit er uns nicht verriethe, wir brauchen ihn aber zu nothwendig, er soll uns zurückbringen, wir wollen blos unsere Kameraden rächen, Schiff und Ladung wird redlich an die Rheder abgeliefert, denn wir sind ehrliche Dänen, und keine schwedischen Schufte, also schreib hier gleich!" —

Sie richteten ihn in die Höhe. — Unerschrocken blickte er sie an mit der Resignation eines Mannes, der dem Tode mehr als einmal kühn entgegen trat; ein eigenes Lächeln zog um seinen Mund, als er schrieb. Dann reichte er es dem Schiffskoch hin und sagte: „Schwört mir, daß Ihr den Zettel an den Rheder überliefern wollt, und wenn auch nur Einer von Euch am Leben bleibt; so Ihr aber Schiffbruch leidet, so gelobt mir ihn in eine Bouteille zu thun, und in die See zu werfen.

„Lies erst einmal, Wilm Knudsen," sagte Jacob, „unwissentlich muß man keinen Eid schwören."

Wilm las:

„Ich, Jens Lundquist, Capitain der Amalia, bin geneigt zu sterben, habe mich umgebracht eigenhändig am 16. Juni 181 —. Von den Matrosen, welche mir dienten, Jakob Roluffsen, Wilm Knudsen, Peer Hansen, dem Schiffskoch, Knud Ywersen, hat mir ein Jeder versprochen, diesen Zettel, wenn er glücklich in Tönningen wieder ankommt, dem Rheder Herrn Julius Thorsten zu übergeben. Ihm Herrn Julius Thorsten trage ich auf, mein ganzes kleines Besitzthum meiner Frau auszuliefern, auch bei den Gerichten zu klagen, wofern ihr noch Jemand etwas schuldig ist, und nicht bezahlen will. — Der Steuermann, Johann Petersen hat keinen Theil an meinem Vermögen und in der That nichts zu fordern, obgleich er mein Vetter ist.

Geschrieben am 16. Juni 181 — unter den 20. Breitengrade auf dem Schiffe Amalia.“

„Jens Lundquist,
aus Gothenburg.“

„Das ist ein kurioses Testament,“ sagte der Schiffskoch; „nun Jedem sein Wille, besonders, wenn's der letzte Wille ist. Habt Ihr weiter nichts, Capitain?“ — „Weiter nichts; so Ihr mir aber das Leben schenkt, so schwöre ich Eurer Keinen zu verrathen, und Euch von Stund' an zu behandeln, wie meine leiblichen Brüder.“

„Hört, laßt ihn leben!“ sagte Knud Ywersen.

„Junge, denk' an Hans Steen,“ erwiederte der Schiffskoch. — „Hast Du auch Gelüst nach dem Salzwasser? Das Gewisse für's Ungewisse. Seid Ihr fertig, Capitain?“

Der Capitain betete. Es dauerte den wilden Gemüthern zu lange. — „Laßt die Litanei,“ sagte Jacob, „und hört unsern Eid.“ — Sie schwuren unter gräßlichen Betheuerungen sein Testament abzuliefern, oder es im Falle eines Schiffbruchs auf die oben beschriebene Art den Wellen anzuvertrauen.

Der Capitain betete noch fort. Ein leichter Wind erhob sich. Auf der Höhe zeigte sich ein dunkles Segel. — „Seht Ihr, Jungen, da kommt der Holländer wieder, das war ein eben solcher Strick wie Du!“ rief der Schiffskoch, riß den Betenden nieder, befestigte mit Jacob's und Wilm's Hülfe eine schwere Stange an seine Füße, und stieß ihn dann vom Verdeck hinunter in die See. Der Unglückliche wollte sich anklammern, Jacob aber zerschmetterte ihm die Hand mit einer Axt; da rief er: „Peer Hansen, über Dich das Gericht und meine Sünde!“ sank unter und ward nicht mehr gesehen.

Knud Ywersen betete still für sich hin. „Bete laut,“ sagte der Schiffskoch, „er hat seine Strafe, nun wollen wir für ihn bitten, daß Gott ihm Ruhe giebt.“

Er that wie ihm geheißen ward; die Andern stimmten ein.

„So, nun wär' er geliefert," sagte, nachdem sie ihr Amen gesprochen hatten, der Schiffskoch. „Nun müssen wir noch schwören, daß Keiner, was auch komme, weder vor Gericht, noch sonst an irgend eine Menschenseele die Andern verräth, oder überhaupt sich etwas von der That merken läßt. — Denn seht Ihr, Kinder, die Schleswiger Landratten, sie würden so lange bugsiren, bis sie uns dem Scharfrichter in die Hände gelootst hätten; sie würden nichts darauf geben, daß wir ehrliche Leute sind, und würden sagen, wir hätten einen Mord" — —

Hier hielt er plötzlich erbleichend inne — dann rief er: „schwört nun! schwört!"

Und sie schwuren abermals einen fürchterlichen Eid, einander nicht zu verrathen, es möge auch kommen, was da wolle.

„Jetzt will ich den Steuermann wecken," hub der Schiffskoch wieder an. „Aber erst, Jacob Roloffsen, komm einmal her."

Dieser that, wie ihm geheißen ward. — Der Schiffskoch ließ schnell einen Eimer in die See, füllte ihn, zog ihn heraus, und goß ihn dem Jacob über den Kopf.

„Zum Teufel, Peer, bist Du toll?"

„Toll, Junge. Habe den besten Verstand. Es bleibt nun genau so, wie wir es verabredet haben. Der Capitain hat sich ins Wasser gestürzt, Jacob ist ihm nachgesprungen, wir haben ihn aber wieder schnell heraushissen müssen, weil ein Hai herbeigeschossen kam, der auch gleich dem Capitain nachtauchte."

„Du bist ein Pfiffkopf, Peer Hansen," sagte Jacob.

„Jetzt dran, den Steuermann zu wecken," erwiederte dieser, stieg in den Raum hinab, und kam bald darauf mit dem Ersteren, einem jungen Manne von vier und zwanzig Jahren, zurück. Der Steuermann, der zum ersten Mal eine Reise in dieser Qualität machte, konnte sich Anfangs gar nicht von seinem Schrecken erholen; allmählig gewann er jedoch seine Fassung wieder, und begab sich nun in die Cajüte hinab, um, als des Capitains Verwandter, und der Nächste im Dienst, sowohl dessen, als die Schiffspapiere in seine Verwahrung zu nehmen.

Während er unten war, sagte Knud Ywersen zum Schiffskoch: „Du hast ihm ja gar nicht des Capitains Testament gezeigt?"

„Kommt Zeit, kommt Rath," erwiedert dieser, „wir haben ja auch nicht beschworen, das zu thun."

„Ich wollte, wir hätten das verfluchte Testament gar nicht angenommen," fiel Jacob ein, „ich wette,

es bringt uns Unglück. — Wir wollen es ins Wasser werfen."

„Nein," entgegnete Knud Iwersen, „wir haben einen leiblichen Eid darauf abgelegt, wenn wir glücklich in Tönningen ankommen, es dem Rheder zu überliefern."

„Das ist wahr," versetzte der Koch; „auf jeden Fall will ich es in eine Flasche thun, und diese verpichen. Da ist es gut aufgehoben." —

„Thu' das," sagten die Andern.

Und es geschah; das Gericht des Herrn aber blieb nicht aus.

Drei Tage später erhob sich ein gewaltiger Sturm; die Amalia gerieth auf eine Sandbank und scheiterte. Die Mannschaft warf sich in das lange Boot, und wurde glücklich von einem nach Norwegen bestimmten Schiffe gefunden und aufgenommen. Als der Schiffskoch sich auf dasselbe begab, entfiel ihm die mit dem Testamente des Capitains gefüllte Flasche, die er aus innerem Drange, von dem er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, gerettet hatte. Der noch immer tobende Sturm führte sie ihm bald aus dem Gesicht. „Laß sie schwimmen," dachte er, „so hat der Zufall meinen Eid gelöst."

Zur großen Verwunderung der Matrosen der Amalia erzählte der Steuermann der Mannschaft des Schiffes, auf dem sie gerettet waren, sein Capitain sei vom

Bord gewaschen worden *). — Als ihn später jene darum befragten, antwortete er: „Wollt Ihr denn, daß ich von meinem leiblichen Vetter erzähle, er sei ein Selbstmörder, so unbegreiflich mir auch seine That ist, und noch mehr was ihn dazu antrieb.“

Dann gab er ihnen gute Worte, dasselbe auszusagen, was sie auch, aus leicht zu errathenden Gründen, gern versprachen.

Die Motive, die aber jene Leute antrieben, den Capitain zu ermorden, müssen dem Leser noch für eine Weile, damit wir nicht dem Gange dieser wahren Begebenheit vorgreifen, verhüllt bleiben.

2.

Mitten durch das gesegnete Holstein zieht sich ein breiter Haidrücken, der sich in langer Ausdehnung fast bis an die Ufer des Lymfiord erstreckt, und eine Fortsetzung der Lüneburgischen Haide ist. Der Weg über denselben ist, wie es sich leicht denken läßt, eintönig und wird nur von Zeit zu Zeit durch einzelne Bauerhäuser unterbrochen, da die bedeutenderen Dörfer entweder seitwärts oder meilenweit von einander entfernt liegen. Am Unangenehmsten wird er aber im Winter, zumal für Fußreisende, indem die hindurchführende Landstraße, die von der Regierung noch nicht zu dem Range

*) Von einer Welle herabgerissen.

einer Chaussee erhoben ist, leicht verschneit, wodurch der Wanderer bei einbrechender Nacht sich oft verirrt, und Gefahr laufen muß, statt das gehoffte Ziel zu erreichen, weit von demselben abzukommen, und erst nach stundenlangem Umherpilgern ein schützendes Obdach zu erreichen. —

Es war im Januar 181— Abends gegen 5 Uhr, als sich zwei Kieler Studenten in dieser Verlegenheit befanden. Sie hatten sich in Bramstedt, einem bedeutenden Flecken, auf dessen Markt noch ein zertrümmerter Roland prangt und an die Vergänglichkeit irdischer Dinge erinnert, zu lange aufgehalten, und mußten jetzt befürchten, nicht mehr vor gänzlicher Dunkelheit das nächste Nachtquartier, Kaltenkirchen, zu erreichen. Trotz dem, daß der Himmel trübe war, hatte die Kälte doch einen ungemein hohen Grad erreicht, so daß die Tabakspfeifen, diese beständigen Begleiter unserer studierenden deutschen Jünglinge, mehr als einmal erloschen, und überhaupt nicht recht brennen wollten. Die beiden Musensöhne gaben endlich auch den Versuch auf, sich durch den Dampf des narkotischen Krautes die Zeit zu verkürzen, und schritten rüstig, aber stumm, neben einander her. Nur von Zeit zu Zeit machten sie sich mit einem derben, halb burschikosen, halb seemännischen Fluche Luft über den Aerger, den ihnen die rauhe Witterung und die einbrechende Nacht verursachte. Sie hefteten dabei die

Augen scharf auf den Boden, um die Wagenspur, welche ihnen andeutete, daß sie sich noch auf der rechten Straße befänden, nicht zu verlieren. Durch diese Bemühung wurde ihre Sehkraft aber bedeutend angestrengt, denn der Schnee leuchtete kaum genug, um den Weg zu erhellen.

So verharrten sie noch eine geraume Zeit im Schweigen. Endlich fing der Eine, ein schlanker, lebhafter junger Mann, dem die rothe Mütze und der mit vielen Schnüren reich besetzte Pelzrock gar wohl standen, an: „Siehst Du Bruderherz; das ist der Einfluß des kategorischen Imperativs; hätte der Großmogul den Hugo Grotius de jure belli et pacis als Stiefelzieher gebraucht, und die Schwartenliese nicht die Novellen in die Buttermilchsuppe gebrockt, so würden unmaaßgeblich die beiden wandernden Burschen Cajus und Sempronius nicht die Erde zu ihrer Füße Schemel, und —“ „Fängst Du schon wieder an,“ unterbrach ihn hier ungeduldig der Andere; „mit Deinem verfluchten Babylonischreden hast Du mich nun schon gestern und heute entsetzlich ennuyirt; auf der Holstenstraße in Kiel fingst Du an, und wirst noch plappern, wenn wir in Altona auf der großen Freiheit sind.“ — „Undankbarster aller Undankbaren, die da sind, seyn werden, und schon waren!“ entgegnete der Erste; „er hört, daß der Bräutigam seiner Schwester, der von Mejiko kam, und per Schiffbruch über Norwegen nach

Altona ging, angelangt ist, und findet es ganz ersprießlich, denselben zu besuchen, die Ferien, welche der hochbelobte Kieler Umschlag denen Musensöhnen gewährt, benutzend. Er hat aber keine Baaria; ich pumpe sie ihm, lasse mich überreden, mit ihm bei zwanzig Grad Kälte und drunter, des Nachts aber etliche darüber, diesen Spaziergang mitzumachen, und nun schimpft er, wenn ich als Vorbereitung auf mein nahes Examen mich übe, babylonisch oder gelehrt zu reden. Hast Du nicht viel profitirt, habe ich Dich nicht wie ein Eichhörnchen auf alle Zweige des Baumes der Wissenschaften hüpfen lassen? Habe ich nicht?" — „Ja, Du hast Alles," unterbrach hier der Begleiter den Fluß seiner Rede, „aber" — „Halt!" rief der Erstere wieder, „siehst Du dort das Licht?" — „Wo?" — „Nun da, da!" — Ja! Gehen wir darauf los?" — „Cur non, mi domine, es muß ja dort ein Mensch logieren; der Herr mit Schwanz und Pferdefuß wird dort nicht residiren; hin cito hin, schon wittr' ich schier ein gutes Gläschen Doppelkümmel, um die erstarrten Glieder zu heizen," erwiederte halb mit Langbein der Musensohn, den wir Werner nennen wollen, so wie seinen Begleiter Runge.

Sie verdoppelten nun ihre Schritte, und erreichten nach einer guten Viertelstunde das Haus, aus welchem ihnen das Licht so freundlich entgegengeleuchtet hatte. Es war ein einsames, ziemlich bedeutendes Ge-

höft. Unsere jungen Freunde, mit der Einrichtung der Bauernwohnungen genugsam bekannt, schritten sogleich über die große Tenne, auf welcher sie sich den Schnee abschüttelten, nach dem Hintergrunde zu, wo auf dem Feuerheerde eine lustige Flamme prasselte. Ein sehr hübsches Mädchen sagte ihnen freundlich guten Abend, und öffnete die Stubenthüre, wo eine alte rüstige Frau sie eben so freundlich empfing, ihnen geschäftig Holzpantoffeln, wie sie in jenen Gegenden üblich sind, herbeibrachte, und dann, nachdem sie ihren erstarrten Gästen Stühle an den Ofen gerückt hatte, sich mit demselben Eifer anschickte, ein kräftiges Abendbrod zu bereiten, das ihnen auch bald entgegendampfte. Unsere beiden Musensöhne machten sich eben so schnell darüber her, und die Hausfrau sah mit Vergnügen zu, denn der lustige Kieler Student ist dem holsteinischen Bauer immer ein willkommener Gast, da er gern und viel verzehrt, willig bezahlt, immer guter Laune ist, und mit dem Landmann in dessen Sprache schwatzt, als plötzlich das junge Mädchen in die Thüre trat, und auf Plattdeutsch rief: „Mutter, wie habe ich mich auf den Tod erschrocken; ich will eben die Kartoffeln vom Feuer nehmen, da klopft mir etwas derb auf die Schulter, und eine bekannte Stimme sagt: Guten Abend, Anne Marie; du bist ein schmuck Mädchen geworden; so daß ich beinahe den Grapen *) fallen

*) Großen kupfernen Kessel.

LB Coburg

lasse. Und wer steht hinter mir? Kein Anderer, als Peer Hansen." „Peer Hansen," entgegnete die Alte verdrießlich, „was will der?" — „Was der will, Trinilse?" antwortete statt des jungen Mädchens eine tiefe Stimme auf Plattdeutsch, jedoch mit dänischem Dialekt: „was der will? nu mein Seel; das könnt Ihr wohl denken, er will sich einmal umsehen, wie's mit Euch steht, Möhm, und warten, bis die Elbe aufgeht, und er wieder in See stechen kann." „Wir haben keinen Platz," erwiederte die Frau; „Peter hält Fastnacht Köst, und bis Maitag wohnen die jungen Leute bei uns, dann ziehen sie hinüber nach Küßdorf." „Ach, Fanden gale mig!*)" erwiederte der Fremde, „die alte Koje wird wohl noch leer seyn für mich, Alte."

Während dieser Reden war er in die Stube getreten, und unsere Studenten hatten Muße, ihn genau zu betrachten. Es war eine riesige Figur, mit rothem Gesicht, hellem, blondem, fast weißem Haar und kleinen Augen, welche scharfe, aber doch nicht eben stechende oder tückische Blitze hervorsandten. Der geneigte Leser wird bereits wissen, daß dieser Peer Hansen und der riesige Schiffskoch eine und dieselbe Person ausmachten. — Nachdem er die Studenten freundlich be-

---

*) Der Teufel krähe mir. Dänischer Fluch, häufig im Munde des gemeinen Mannes.

grüßt hatte, setzte er sich auf die Ofenbank, griff in einen Sack, den er bei dem Eintreten auf den Tisch gelegt hatte, holte ein sauberes, seidenes Tuch hervor, und sagte zu dem jungen Mädchen: „Da, Anne Marie, Du sollst doch nicht sagen, daß Peer Hansen nach Lurup gekommen ist, ohne Dir etwas mitgebracht zu haben.“

Noch ehe Anne Marie sich bedanken konnte, sprang Runge todtenbleich vom Stuhle auf, und rief: „Lurup heißt das Gehöfte hier! Lurup?“

„Ja,“ erwiederte die Hausfrau.

„Was ist Dir denn in die Glieder gefahren?“ fragte Werner. Runge antwortete nicht, sondern versank in dumpfes Hinbrüten. — Alle Anwesenden starrten ihn befremdet an. Endlich brach er in ein lautes und heftiges Weinen aus.

„Aber mein Gott, was ist Dir, Bruderherz?“ fragte Werner noch einmal theilnehmend, „so habe ich Dich noch nie gesehen. Komm, Du weißt, ich hab’ ein Herz für Dich, schütte Deinen Gram aus, zu zweien trägt er sich besser. — Oder bist Du krank. Das kann ich mir doch nicht denken, das Essen hat Dir noch eben so gut geschmeckt. Antworte doch, lieber Runge.“ —

„Runge heißt der junge Herr,“ fragte der Seemann aufmerksam. Auf Werners Bejahung fuhr er fort: „Und ist aus Altona, der Sohn des verstorbe-

nen Capitain Runge?" „Derselbe." — Nun so will ich's Euch erklären. Hier in dieser Gegend ist der brave Mann, sein Vater, vor zehn Jahren erschossen worden, und hat hier in diesem Hause seine Augen für immer zugemacht." — „Gott bewahre," rief die alte Hausfrau, „was Ihr doch Alles wißt, Peer Hansen. Hier in diesem Hause, in Lurup, davon habe ich nie etwas gehört." — „Das glaube ich wohl, Trinilse, Du bist erst Maitag vor vier Jahren angezogen, als Dein Mann seliger starb, und Du die Holländerei in Arensburg aufgabst, da sind nachher die Kriegstroubles dazwischen, und der Schwede, den Gott verdamme, mit sammt den Russen und Mecklenburgern in das Land gekommen, und da hat man die Einzelnen über den Vielen vergessen. Aber Du kannst Dich darauf verlassen, Mütterchen. Ich kam damals von Hamburg und ging nach Eckernföhrde, von wo ich meinen Capitain nach Tönningen begleitete und da war hier die That in frischem Andenken. — Keine tausend Schritt von hier fanden sie den Mann, er hatte eine abgeschossene Pistole in der Hand, als hätte er sich selber das Leben genommen. — Aber das glaube ich nun und nimmermehr, dazu sah er noch im Tode zu ehrlich aus." —

„Habt Ihr ihn denn gesehen, Hansen?" fragte das junge Mädchen. — Er stutzte bei der Frage, dann antwortete er: „Gesehen! Gott bewahre, er war ja schon drei Wochen todt, als ich hier durchkam." —

„Ja woher wißt Ihr's denn so genau?" „Nu, ich hab mir's so erzählen lassen, vom Küßdorfer Bauernvogt. — Was die Liese fragt," setzte er dann halb unwillig hinzu.

Mittlerweile hatte sich der Student von seinem Schmerze erholt, und bat den Hansen, ihm Alles, was er wüßte, mitzutheilen. „Nein, junger Herr," erwiederte dieser. Ihr seid ein guter Sohn, das sieht man wohl; denn Eurem Alter nach wart Ihr noch ein Kind, als dem Vater das Unglück zustieß, und Ihr weint noch so um ihn; aber das taugt Euch nicht; lebendig macht Ihr den Mann doch nicht dadurch, und Euch verderbt Ihr den Abend und die Nacht damit, denn wenn Einem was im Kopfe herumgeht, und noch dazu so etwas Trübes, so bleibt der Schlaf aus, man mag laviren, wie man will, im Bett. — Laßt es gut seyn." —

„Ihr redet recht vernünftig, Schiffer," entgegnete Werner; „erzählt uns lieber etwas von der See, und stopft Euch einmal von meinem Taback." —

„Dank, junger Herr," erwiederte Hansen, und zog eine Pfeife mit einem sehr künstlich aus Fischbein gemachten Rohre heraus. — Runge betrachtete dasselbe sehr aufmerksam und sagte dann: „Gerade solches hatte Vater seliger auch, er hatte es einmal von den Shetlandsinseln mitgebracht, ich erinnere mich,

daß ich als Kind eine große Freude daran hatte; aber Niemand weiß, wo es nachher hingekommen ist.“ —

„So,“ erwiederte der Seemann mit gedehntem Ton, „hm. — Meins habe ich einmal von einem hübschen Mädchen bekommen, als ich auf einer Altonaer Heringsbüse, die dem Fischerei-Institute gehörte, mitging und wir nach den Shetlands verschlagen wurden. — Wir mußten die Büse kalfatern, und ich ging an's Land, da mochte mich die Dirne leiden, und schenkte mir das Schmauch-Rohr.“

„Hört, verkauft mir das Rohr,“ sagte Runge.

„Nein, junger Herr,“ antwortete Hansen trocken.

„Ich gebe Euch einen Spezies,“ versetzte jener. —

„Haltet Ihr mich für einen Juden oder für einen Holländer?“ erwiederte dieser verdrießlich. „Fanden gale mig! ich verkaufe nicht, was man mir einmal geschenkt hat, und dann, wenn ich aus der Pfeife schmauche, so denke ich an die Kitty, und da wird mir's wohl durch den ganzen Körper.“

„Ich gebe Euch zwei Spezies,“ sagte Runge dringend, obgleich Werner ihn verdrießlich anstieß. —

„Nein, mein junger Herr, was Peer Hansen einmal gesagt hat, dabei bleibt es, und nun geruhige Nacht. — Ich will Morgen früh bei Zeiten weiter. Kommt, Trinilse, leuchtet mir nach der Koje.“ —

Die Alte ergriff das Licht, und that, wie er ihr geheißen hatte. Als sie hinaus waren, sagte Werner

zu seinem Begleiter, daß er ein Thor sei, so viel Geld für ein schlechtes Rohr zu bieten. —

„Ich gebe ohne Bedenken meinen ganzen Wechsel dafür," erwiederte Runge, „denn als ich das Rohr sah, stieg, wie aus der tiefsten Seele, der Gedanke in mir auf, ich würde den Mörder meines guten Vaters, der, wie Du weißt, bis jetzt unentdeckt blieb, auffinden; und da gelobt' ich mir heilig, nicht eher zu ruhen, als bis es mir gelungen sei. Um mich aber beständig daran zu erinnern, wollte ich das Rohr kaufen, wozu mich, ich weiß nicht, welcher innere Drang trieb." —

„Du bist ein merkwürdiger Kauz, Runge," entgegnete Werner, „aber laß uns auch zu Bett gehen."

„Ich werde wohl wenig schlafen," erwiederte Jener.

Die freundliche Anne Marie leuchtete ihnen nach ihrer Schlafstätte vor; sie gab dem stillen Runge die Hand, und wünschte ihm aus Herzensgrunde, wohl zu ruhen. — Als sie Wernern dasselbe thun wollte, konnte sie nicht verhindern, daß er sie festhielt, und ihr, ehe sie sich dessen ersah, einen Kuß auf die frischen, blühenden Lippen drückte. Sie floh beschämt von dannen, unsere beiden Freunde umfing aber bald ein erquicklicher Schlaf, und fesselte sie bis zum hellen Morgen an ihr Lager.

3.

Es war spät, als sie erwachten, die Wintersonne schien freundlich auf ihr Bett, und trieb sie an, dasselbe zu verlassen, obgleich sie die fünf Meilen, welche noch vor ihnen lagen, bequem bis zum frühen Abend zurücklegen konnten. Auf Werners Ruf erschien die freundliche Anne Marie, brachte ihnen den Kaffee, und forderte, als sie darnach fragten, eine äußerst billige Zeche. Werner gab ihr das Geld, und da er bemerkte, daß das Mädchen noch etwas auf dem Herzen habe, drang er, als Runge das Zimmer verließ, in sie, ihm ihr Begehren zu offenbaren. — „Ich habe einen kuriosen Auftrag für den andern Herrn," sagte sie schüchtern und gutmüthig, „und scheue mich, da er schon gestern Abend so weinte, als von seinem Vater selig die Rede war, es ihm zu bestellen." — „Sag' es mir," entgegnete Werner. — „Ja, sagen ist nicht genug," erwiederte sie, „ich soll ihm auch etwas geben, und soll es ihm selbst übergeben." „Etwas übergeben! Von wem?" — „Von Peer Hansen." — „Von dem Schiffer?" — „Ja, aber ich fürchte, es greift den Herrn zu sehr an." — „Nun, so sage, und gieb es mir," versetzte Werner, „ich verspreche Dir, ich will es redlich an den rechten Mann bringen, und gebe Dir diesen Kuß zum Pfande." — „Ach," entgegnete sie halb ärgerlich, „mir ist gar nicht küsser-

lich zu Muth. Da nehm' er, und laß er die Faxen seyn."

Bei diesen Worten gab sie ihm das Pfeifenrohr, das er voll Verwunderung empfing; dann setzte sie hinzu: „Nun bestell' er aber auch dabei: Einen schönen Gruß von Peer Hansen an den jungen Herrn Runge, und er hätte sich nicht geirrt; das Rohr hätte wirklich seinem Vater seliger zugehört. Er möchte es als ein Andenken an Peer Hansen behalten, der Mörder seines Vaters wäre auch schon bestraft, den hätte Gottes Gericht auf der See heimgesucht! — Gerade so hat er mir es gesagt, und ich danke Gott, daß ich es bestellt habe."

„Das ist höchst merkwürdig, meiner Seel," sagte Werner; „ich will das Rohr zu mir stecken, und einen passenden Augenblick abwarten, wo ich es ihm geben kann, ohne daß es ihn zu sehr beunruhigt." — „Thu' er das," sagte Anne Marie, „aber nun laß' Er mich gehen, die Mutter schilt sonst." — „Höre, Mädchen, noch ein Wort; wer ist der Peer Hansen eigentlich?" — „Wer er ist? ein toller wilder Knecht, aber gutmüthig; er thut keinem was zu Leide." — „Wie Teufel kommt er aber zu dem Rohr? Am Ende hat er Hand im Spiel gehabt bei dem Unglück." — „Hand im Spiel! nein, gewiß und wahrhaftig nicht!" rief Anne Marie erschrocken, und legte dabei die kleine, von rauhen Arbeiten abgehärtete Hand auf ihr un-

schuldiges Herz; „Gott bewahre vor dem Gedanken,“ fuhr sie fort; „er ist wohl ein wüster Gesell gewesen, und hat lange geschmuggelt in der Kriegszeit, und ist nachher Westindienfahrer geworden, aber so bös er auch aussieht, ich hab' es Euch schon gesagt, er thut keiner Menschenseele was zu Leide. Meine Mutter ist Geschwisterkind von seiner seligen Mutter, daher kommt die Verwandtschaft; und die Mutter hat ihn nicht gern, weil er meinen ältesten Bruder überredet hat, Matrose zu werden, und nicht wie Heinrich, mein zweiter Bruder, in der Wirthschaft zu bleiben; aber sie sagt doch auch selbst, daß Peer Hansen ein ehrliches Schiffstau ist.“

In diesem Augenblicke trat Runge wieder ein, und Werner brach verlegen das Gespräch ab, nachdem er das Rohr schnell auf die Seite gebracht hatte. — Um seine Verwirrung zu verbergen, neckte er Anne Marie mit dem angedrohten Kusse, diese lief aber davon, und ließ sich erst wieder blicken, als beide Freunde dem gastlichen Hause Lebewohl sagten, und ihre Reise fortsetzten.

Sie pilgerten eine bedeutende Strecke, ohne mit einander zu reden; Beide beschäftigten sich im Geiste zu sehr mit dem, was sie in Lurup erfahren hatten. Endlich brach Runge das Schweigen und sagte: „Ich gäbe, ich weiß nicht was, darum, wenn ich wüßte, wer der Peer Hansen ist; der Gedanke will mir gar nicht

aus dem Sinne, daß er enge in das Schicksal meines guten Vaters verflochten sei.“ — „Ja, wenn Du erst wüßtest, was ich weiß,“ stieß Werner heraus, schon im nächsten Augenblicke bereuend, diese Worte gesagt zu haben. „Und was weißt Du?“ fragte Runge erwartungsvoll. „Das Schweigen hilft nun doch einmal nichts,“ entgegnete Werner halb ärgerlich: „darum will ich Dir's nur sagen.“

Er theilte jetzt dem Freunde Alles mit, und übergab ihm dann das Pfeifenrohr, das dieser mit lebhaftem Gefühl empfing, und dabei gelobte, nicht eher zu rasten, als bis er den räthselhaften Seemann wieder aufgefunden und das Geheimniß ergründet hätte. Werner versprach ihm, nach Leibeskräften dabei zu helfen. — Ihre Rede während der letzten Meilen berührte keinen anderen Gegenstand, und sich in Vermuthungen erschöpfend, erreichten sie endlich gesund und wohlbehalten das Ziel derselben.

Wir finden sie nach einigen Tagen traulich im Kreise der Runge'schen Familie, an dem Theetische sitzen. Die freundliche Gesellschaft bestand neben ihnen noch aus Runge's Mutter und Schwester, dem Bräutigam derselben, der dem geneigten Leser auch nicht gänzlich fremd seyn wird, da es kein Anderer war, als der Steuermann des Schiffes „Amalia“, Johann Petersen, und einer Freundin der Braut, einem hübschen, lebhaften jungen Mädchen, dem Werner besonders zu-

gethan schien. Das Gespräch hatte sich auf Seeabenteuer gewandt und Werner forderte plötzlich den Bräutigam auf, ihnen die Geschichte seines letzten Schiffbruchs zu erzählen. Er suchte Ausflüchte und schien durchaus nicht geneigt zu seyn, diesen Wunsch zu erfüllen. Als Werner deshalb in ihn drang, lehnte er es mit dem Bemerken ab, es würde die Frauen zu sehr erschrecken, und ihm den frohen Abend verderben, da eben dieser Schiffbruch mit zu traurigen Erinnerungen für ihn verknüpft sei. — „Wie so?" fragte Werner. — „Ach," fiel Runge ungeduldig ein, „Du weißt es ja, seinen Onkel, den Capitain, riß eine Sturzsee über Bord." — „Mein Gott," rief Luise, die Freundin der Braut, „vor Ihren Augen!" „Ja," erwiederte Petersen verlegen, „vor meinen Augen." „Aber," fuhr er fort, „thun Sie mir den Gefallen und reden nicht mehr davon, mich schaudert noch immer, wenn ich daran denke, es war gar zu fürchterlich." — „Du bist der erste Seemann meiner Bekanntschaft," bemerkte Runge, „der nicht gern von seinen Begebenheiten spricht." „Nun," sagte Werner, „es verliert auch nicht jeder einen Oheim dabei." — „Ja wohl, ja wohl!" rief Petersen und seufzte tief. —

Es entstand eine lange Pause unter den Anwesenden. — Die Mutter, welche das bemerkte und der es peinlich zu seyn schien, forderte die Mädchen auf, etwas zu singen. „Das wäre schön," rief Werner mit

seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit. — „Höre, willst Du Luisens Stimme in ihrer ganzen Glorie bewundern,“ sagte Runge, „so bitte sie, daß sie das Lied vom bösen Schiffsherrn singe.“ — „Ja, das thun Sie, bitte,“ entgegnete Werner. Sie ließ sich nicht lange ersuchen, sondern sang mit ihrer reinen, starken Stimme folgende dänische Romanze, von der wir hier, so gut wir können, eine Uebersetzung mittheilen:

Vom bösen Schiffsherrn.

Die Welle spielt am Schiff',
Sie birgt den Felsenriff;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Der Schiffsherr steuert selbst mit fester Hand
In's Meer hinaus, fernab vom Heimathsland.
Auf Lust folgt Leid.

Da zeigt ein Segel sich
Am Mond, kaum sichtbarlich.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Das Schiff wird deutlicher, jetzt ist es nah',
Ein Fahrzeug, wie kein Seemann eines sah.
Auf Lust folgt Leid.

Am Steuer, ganz allein,
Stand dort ein Mensch, wie Stein.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Wie eine Leiche war er anzuseh'n,
Nur daß die Augen fürchterlich sich dreh'n.
Auf Lust folgt Leid.

Die Segel, schwarz wie Nacht;
Es flog dahin die Jacht.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Und als dem andern Schiff sie nahte, rief
Des fremden Mannes Stimme, gräßlich tief:
„Auf Lust folgt Leid.“

Du suchst der Leute Grab!
Du mußt zuerst hinab.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Du willst dem Feind zuführen dort dein Schiff,
Wo nicht, soll es zerschell'n am Felsenriff.
Auf Lust folgt Leid.

Die Sünde segelt schnell,
Ich grüße Dich, Gesell;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Ich war im Leben einst wie Du gesinnt,
Jetzt schiff ich ewig gegen Sturm und Wind.
Auf Lust folgt Leid.

Jetzt wartet mein das Grab,
Du lösest ja mich ab;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Du führest nun hinfort die Todesjacht,
Durch manchen Sturm, durch manche wilde Nacht.
Auf Lust folgt Leid.

Der Schiffsherr sah ihn an,
Da war's um ihn gethan;
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Auf seiner Stirn ward seine Schuld geseh'n,
Doch war es auch alsbald um ihn gescheh'n.
Auf Lust folgt Leid.

Die Rache zögert nicht,
Die Mannschaft hält Gericht,
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Sie kannten keine Ordnung, kein Gebot,
Da gab er selber sich den grausen Tod.
Auf Lust folgt Leid.

Jetzt segeln ihrer zwei
In Nacht und Sturm vorbei.
Der Himmel ist so blau, die Vögel fliegen weit.
Die bösen Schiffsherrn —

Da wurde sie plötzlich unterbrochen, Petersen, der während des Gesanges leichenblaß geworden war, sank besinnungslos vom Stuhl. Alle sprangen erschreckt auf, und waren bemüht, ihn wieder zu sich zu bringen, was ihnen auch gelang. Der junge Steuermann sagte nun, das Bild seines verstorbenen Oheims sei ihm plötzlich so lebhaft vor die Sinne getreten, daß er alles Bewußtseyn verloren habe. Er beurlaubte sich darauf von seiner Braut und den Uebrigen, und ließ sich von Werner und Runge nach seiner Wohnung geleiten.

Auf der Straße, als ihn die frische Abendluft anwehte, ward ihm besser und er fing selbst an über den Zufall, als etwas Unerhörtes für einen Seemann, zu scherzen. Plötzlich fiel es Rungen ein, ihn zu fragen, ob er den Peer Hansen kenne, und ihm wohl Nachricht geben könne, wo er denselben finden würde. — Petersen sah ihn bei dieser Frage erschreckt an, antwortete nichts als: „Gute Nacht,“ riß sich los und

war in der nächsten Minute den Blicken der beiden Freunde entschwunden. —

Dies fiel ihnen zwar sehr auf, doch schrieben sie es auf Rechnung seiner Sonderbarkeiten, da sie dergleichen schon aus früherer Zeit an ihm gewohnt waren.

Ihr Weg führte sie bei einem hell erleuchteten Hause, aus welchem ihnen Musik entgegenscholl, vorbei. „Was giebt es da?" fragte Werner neugierig. — „Das ist ja das schwarze Lamm," entgegnete Runge, „eine Tanzkneipe, wo es, da sie von Matrosen und Handwerkern, mit ihren respectiven Schätzen besucht wird, immer lustig zugeht." „Da müssen wir hinein," rief Werner. — „Bist Du toll?" sagte der bedächtige Runge, „da würden wir mit unsern rothen Mützen, der Kieler Studentenkokarde, und den kurzen Gottfrieden, die besten Prügel lösen, und das gratis." „Ach warum nicht gar," rief Werner, „komm nur, komm." — Er faßte bei diesen Worten den sich sträubenden Freund bei dem Arm, und zog ihn in das Haus. Kaum hatten sie jedoch dasselbe betreten, als plötzlich die Musik verstummte und eine Menge Tanzgäste sich ihnen in wilder Verwirrung entgegendrängte. „Was giebt es?" fragte Werner einen derselben. — „Was es giebt, die Polizei will drinnen einen dänischen Matrosen arretiren, einen baumlangen Kerl, seine Kameraden wollen es aber nicht zugeben und setzen sich zur

Wehre. Wem seine Glieder lieb sind, der macht sich aus dem Staube."

„Das muß ich sehen," rief Werner in jugendlicher Wildheit, und drängte seinen sich noch immer sträubenden Freund vorwärts. — Plötzlich wurde es ruhig im Saal, ein anderer Tanzgast trat heraus und sagte zu ihnen und den Umstehenden: Es ist schon ruhig; als die anderen Matrosen erfuhren, warum ihr Kamerad arretirt werden solle, daß er nämlich im Verdacht sei, seinen Capitain auf der See umgebracht zu haben, standen sie sogleich von allen Widersetzlichkeiten ab, und ließen ihn ruhig fortführen. Da kommen sie schon." —

Die beiden Freunde blickten hin und sahen zu ihrem Erstaunen, daß der fragliche Matrose, welcher, obgleich stark gebunden, doch kühn und frei neben den Polizeidienern und der Wache herschritt, kein Anderer war, als der Schiffskoch Hansen. —

4.

Wir müssen hier zum bessern Verständniß folgende Briefe einschalten.

Aennchen Runge an ihren Bruder, den Studenten Runge in Kiel.

Altona, Ende Januar 18 —

„Diese wenigen Zeilen, lieber Bruder, schreibe ich Dir mit sehr betrübtem Herzen, und wenn ich nicht

wüßte, daß Du Deine einzige Schwester zu lieb hättest, um ihr deswegen zu zürnen, daß sie einmal nur von sich redet, so würde ich es gewiß ganz unterlassen. — Denke Dir meinen Jammer, Heinrich; am Tage nach Eurer Abreise kam Johannes wider Vermuthen gar nicht zu uns. Du weißt, daß er während der letzten Zeit Eures Aufenthaltes schon immer sehr verstimmt und einsylbig war, und wir Alle befürchteten, er würde schwer krank werden; deutlich kannst Du Dir also vorstellen, was ich bei seinem gänzlichen Wegbleiben litt, denn warum soll ich Dir ein Hehl daraus machen, ich habe ihn doch so sehr lieb, und er verdient es gewiß auch. — Auf mein inständiges Bitten schickte die Mutter endlich zu ihm hin, obgleich sie meinte, das schicke sich eigentlich nicht, und nun denke Dir meine Angst, als Kathrine todtenblaß zurückkam, mit der Botschaft, er wäre heute Morgen in aller Stille von der Polizei arretirt und nach Tönningen abgeführt. — Der Wagen habe schon vor dem Polizeihause in der Palmaille gehalten, und ihm, meinem Johannes nämlich, sei kaum gestattet worden, die nöthigen Kleidungsstücke mitzunehmen. Seine Papiere habe er dem Justizrath ausliefern müssen. Ich saß bei dieser Nachricht, wie vernichtet, und konnte mir gar nicht zusammenreimen, was Johannes nur im Mindesten gethan haben könne, da klopft es an die Thüre und ein Polizeidiener bringt mir ein Paar Zeilen von

ihm, die er zu meiner Beruhigung und mit des Justizrathes Erlaubniß, noch vor seiner Abreise geschrieben hatte. Sie enthielten weiter nichts, als die Bitte, daß wir uns seinetwillen nicht ängstigen möchten, es seien in Tönningen Untersuchungen wegen des Schiffbruches der „Amalia" eingeleitet worden, er wäre zwar für den ersten Augenblick arretirt, Alles aber würde sich bald aufklären, und er dann so schnell wie möglich zu uns zurückkommen. — Der Polizeidiener konnte mir, soviel ich auch in ihn drang, nichts sagen, denn er wußte selbst nichts weiter, und überließ mich meinen Vermuthungen. —

„So vergingen einige Tage in grenzenloser Angst für mich, die noch durch die Reden der Mutter vermehrt wurde. — Sie erklärte mir nämlich rund heraus, daß, wenn Johannes nicht ganz rein aus der Sache käme, und nur der geringste Makel auf ihm haften bliebe, aus unserer Heirath nichts werden könne, denn sie wolle nicht, daß ihre einzige Tochter die Frau eines Mannes würde, gegen den man etwas einzuwenden habe. Ich kann Dir nicht beschreiben, lieber Bruder, wie mich das ängstigte, ich habe Johannes zu lieb, ich kann nicht von ihm lassen und wenn er eine Todsünde begangen hätte. Wie gräßlich mir seitdem zu Muth ist, das kann ich Dir nun vollends gar nicht schildern; mir ist, als ginge die Zeit gar nicht fort, sondern bliebe mit mir auf einem Flecke stehen, mit

der Angst um Johannes, und nur die häuslichen Geschäfte, und daß ich mir es vor der Mutter nicht merken lassen darf, überzeugen mich vom Gegentheil. — Die gute Luise hält recht treu bei mir aus, und müßigt sich jeden Augenblick ab, um mich zu trösten. Ach, Heinrich, ich habe irgendwo in einem guten Buche gelesen:

Das Eine halte fest,
Treue, die nimmer läßt,
Sie hilft Dir durch.

„Das denke ich auch und ich lasse nicht von Johannes. —

„Ich wurde im Schreiben dieses Briefes durch unsern Herrn Vormund, den Herrn Sagerbas Wilken unterbrochen, der die Mutter besuchte. So gut der Mann auch immer gegen uns ist, dies Mal hat er mich fast zur Verzweiflung gebracht. Er wollte für gewiß erfahren haben, Capitain Lundquist sei nicht über Bord gespült, sondern seine Matrosen hätten ihn umgebracht, und fragte uns, ob wir nichts von Johannes wüßten. Unschuldig an der That ist Johannes, darauf lasse ich mein Leben, aber wie soll ich seinen Tiefsinn, und daß er immer davon abbrach, damit zusammen reimen? — Wenn er nur nicht darum gewußt hat und hat es aus Angst verschwiegen. — Der Vormund, der ein sehr strenger Mann ist, sagte, dann wäre er sehr schuldig und nicht werth, in eine so rechtliche Familie,

wie die unsrige, zu heirathen, und die Mutter stimmte ihm völlig bei. —

„Lieber Heinrich, Du bist Tönningen so viel näher, und für einen Studenten ist das eine Kleinigkeit, wie Du und Dein Freund Werner immer sagten; thu es mir zu Liebe und reise selbst hin, und sieh, daß Du Johannes sprechen kannst, frage ihn in meinem Namen, wie die Sache sich verhält, und reiße mich aus der Angst. Du hast ja mich eben so lieb, wie ich Dich. — Johannes ist gewiß unschuldig, aber die Furcht vor den Gerichten kann ihn leicht verwirrt machen. Ich habe gelesen, daß sehr oft in solchen Fällen die Unschuldigen für die Schuldigen leiden müßten, weil sie sich aus lauter Seelenangst nicht recht zu vertheidigen gewußt hätten. — Mit Dir kann er Alles ordentlich überlegen, und Du kannst ihm rathen, was er vor den Gerichten aussagen soll, denn Du studirst ja die Rechte und weißt das besser. Nicht wahr, Du wirst gewiß zu ihm reisen, sogleich wie Du meinen Brief empfängst? — Ach, Heinrich, ich bete Tag und Nacht zu dem lieben Gott, daß er uns vom Uebel erlöse, wie es im Vater Unser steht, ich weiß vor Unruh nicht zu bleiben. —

„Ich schicke Dir hier mein Erspartes, wenn es Dir vielleicht an Gelde fehlt, damit Du meinetwegen Niemand ansprechen sollst. — Verzeih den schlechten Brief, Du hältst so sehr darauf, daß ich gut schreibe,

und ich thue es Dir auch gern zu Gefallen, aber ich habe diesen Brief heimlich geschrieben, damit die Mutter es nicht merkt, und habe so viel dabei geweint, daß er fast ganz unleserlich geworden ist. — Antworte sobald wie möglich, und addressire Dein Schreiben an Luise, sie weiß von Allem und ist verschwiegen, wie das Grab. — Lebe wohl, mein guter Heinrich. — Deine treue Schwester

„Johanna."

Der Schuhmachermeister Ezechiel Täublein an den ehemaligen Schiffskoch, Peer Hansen, im Gefängnisse zu Tönningen.

Altona, am 15. Febr. 18—

„Lieber Vetter und Bruder in Christo Jesu. Der Friede des Herrn sei mit Euch und mit uns Allen; das Licht des Herrn erleuchte Euch und uns Alle, Amen. — Euer Brief, lieber Vetter, in welchem Ihr mir schreibet, daß Ihr Euch im Gefängnisse zu Tönningen befindet, weil Ihr wegen des Mordes an Capitain Lundquist, der zu seinen Lebzeiten unter den Sündern wandelte, und saß, wo die Gottlosen sitzen, angeklagt seid, ist mir richtig durch die Post worden, und ich habe in unsern jetzigen theuern Zeiten sieben Schillinge Porto dafür ausgelegt, welche ich Euch angenotirt habe, und seiner Zeit in der Abrechnung vorlegen werde; denn, sage ich, gebet dem Kaiser, was

des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Jedem das Seine. Ihr schreibet mir, lieber Vetter, ich solle Euch die neunzig Mark schicken, welche ich Euch aufbewahrt habe; es sind nicht neunzig Mark Lübisch, lieber Vetter und Bruder in Christo, sondern 93 Mark, 2 Schillinge, 6 Pfennige, nämlich 5 Mark, 6 Schillinge, 3 Pfennige machen die Zinsen von anderthalb Jahren, würde also seyn 95 Mark, 6 Schillinge, 3 Pfennige; davon gehen aber ab 1 Mk. 8 Sch. für die lautere Himmelsmilch, welches fromme Buch ich für Euch erstanden, Ihr aber habet zu Eurer Seele Schaden bei mir liegen lassen; ferner 4 Sch. für den Einband, und 7 ß. 9 d. an den Postboten für Euren Brief, nach richtiger Rechnung. Besagte 93 Mark 6 Sch. 3 d. liegen für Euch bereit, und würde sie Euch gern und augenblicklich senden, wenn das nicht gegen meine frommen Grundsätze liefe; denn Ihr werdet Euch erinnern, lieber Vetter und Bruder in Christo, daß mein Grundsatz ist: der Herr habe uns allen mildiglich und gnädiglich das Schwert gegeben, um zu rächen nach unsern Kräften, und ohne vorzugreifen unserer hohen, von Gott eingesetzten weisen Obrigkeit, alle Unbill und Sünde auf Erden. Ihr werdet Euch ferner erinnern, daß ich dieses auch einmal, da Ihr zugegen waret, in einem salbungsvollen Vortrage, welchen Gott segnete, da der Geist über mich kam, des Weiteren ausführete, in unserer lieben Brüder Ver-

sammlung, und Ihr stimmtet nach Euren eigenen Reden gänzlich mit mir darin überein, daß man selber den Sünder strafen müsse, wo man könne, wenn es die Obrigkeit nicht thäte, oder dieser seine Missethat verborgen bliebe, oder auch er nicht so bestraft würde, wie er es verdiene. — Nun aber würde ich dem nicht gemäß handeln, wenn ich Euch in jetziger Zeit das Geld sendete, um Euren sterblichen Leichnam dafür zu pflegen, und mit Euren Genossen dafür im Kerker zu schlemmen und zu demmen. Solches Aergerniß sei ferne von mir. — Wer hat denn unserm Herrn und Heiland Geld in seinen hochgebenedeiten Kerker geschickt, als er litt zu unserer Erlösung? — Nein, lieber Vetter, das Geld sende ich Euch nicht; seid Ihr wirklich ein so großer Missethäter, als Ihr dessen angeklagt seid, so thäte ich eine Sünde, denn Ihr würdet es vielleicht benutzen, um Euch dem weltlichen Arm der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen; oder würdet in Eurer Schwelgerei gar Euch von Eurem Gotte und Heilande abwenden, und als ein noch ärgerer Missethäter in die Grube fahren. Seid Ihr aber unschuldig, so ist das eine gesandte Strafe von Gott für Eure anderen verborgenen Sünden, und ich darf meinem Herrn und Schöpfer nicht vorgreifen. Fastet und betet, daß der Teufel von Euch lasse, und die lieben heiligen Engelein einziehen können in Euren sündigen Leib, und denselben reinigen, und gleichsam auskehren und zu-

bereiten zu einer Wohnung für den lauteren Geist Christi. — Wenn Ihr dann wiederkehret als ein Gereinigter und vor dem Herrn gerecht Erfundener, soll Euch Euer Geld werden, so Ihr meine Handschrift zurücke gebet, zu Heller und zu Pfennig. — Aber ich fürchte, ich fürchte, der Teufel ist über Euch gekommen, und Ihr wandelt aus Eurem Kerker nicht in das ewige Himmelreich ein, wo die lieben Engelein zur Rechten Gottes sitzen, und der Fromme, wie ich mich einer zu seyn befleißige, seinen Platz findet im Schooße Abrahams. — So Ihr aber ein solcher Missethäter und Menschenmörder seid, von dem der Herr Zebaoth sein Antlitz zorniglich abwendet, so darf auch ich sündiger, aber reuiger Mensch, ferner keine Gemeinschaft mehr mit Euch haben, und werde, um frei zu seyn von Allem, was Euch in diesem irdischen Leben angeht, die 93 Mark 2 Schillinge 6 Pfennige Lübisch abliefern in die Hände der gebenedeiten Vorsteher unseres christlich frommen Brüdervereins, von denen ich ein nur zu unwürdiges Mitglied bin, zu frommen Zwecken und guten Werken. — Ich sende Euch hier, mein lieber Vetter und Bruder in Christo, damit Ihr seht, wiewohl Ihr mich dennoch verkennet, wie sehr mir Euer zeitiges und ewigliches Wohl am Herzen liegt, einige erbauliche Tractätlein, so die fromme englische Tractatengesellschaft zu Hamburg hat in Druck ausgehen lassen. Erbauet Euch daran, und leset sie Eu-

ren Mitgefangenen vor, daß auch sie ihr Gemüth abwenden vom Bösen, und in sich gehen durch Fasten und Gebet, damit sie am jüngsten Tage, wenn die Posaune des Engels aus den Gräbern ruft, bestehen vor Gott, denn am jüngsten Tage heißt es:

Wehe! Wehe! Wehe! Wehe! Wehe!
Da werden alsdann offen stehen
Die Heimlichkeit der Seelen;
Der Richter scharf darauf wird gehen,
Man kann da nichts verhehlen.
Alles muß an den Tag und auf die Wag',
Was dacht, was g'redt, was geschehen,
Von Adam an Kind Weib und Mann,
Was jed's gethan, wirst sehen.

„Erinnert doch Euren Mitgefangenen, Jacob Roloffen, daß er mir noch sieben Schillinge für ein Paar Hinterflecken schuldet, denn es würde ihn nicht ruhig sterben lassen, so er aus der Welt ginge, und hätte seine irdischen Verpflichtungen nicht erfüllt. — Er kann sie in Tönningen an meinen lieben Bruder in Christo, den Schneidermeister Nepomuk Liebegott Christlieb Walzdorf entrichten, der ihm darüber eine richtige Quittung ausstellen wird.

„Lebet wohl, lieber Vetter und Bruder in Christo Jesu. Der Friede des Herrn sei mit Euch und mit uns Allen; das Licht des Herrn erleuchte Euch und uns Alle. — Euer unwürdiger Bruder Ezechiel Täub-

lein, Schuhmachermeister, und von den Vorstehern der Brüder zur Himmelsmilch Christi Einer."

Der Student Runge an seine Schwester Aennchen.

Tönningen, im Februar 18—

„Die Ueberschrift dieses Briefes, meine gute Schwester, zeigt Dir, daß ich mich beeilte, Deine Wünsche zu erfüllen, und gleich nach dem Empfange Deines Briefes mich auf den Weg machte. Leider aber kann ich Dir, liebes Aennchen, nur wenig Trostreiches mittheilen, denn ich fürchte, ich fürchte, wie die Sachen jetzt stehen, daß die Mutter bei ihren strengen Ansichten nie in Deine Heirath mit Petersen willigen werde. Mit großer Mühe erhielt ich die Erlaubniß, ihn zu besuchen, und fand ihn selbst gegen mich wortkarger als je. Als ich ihm sagte, daß ich auf Deine Veranlassung zu ihm gereist sei, traten ihm die Thränen in die Augen, und er seufzte tief; doch als ich nun theilnehmend in ihn drang, mir zu entdecken, auf welche Weise er in jene fatale Geschichte verwickelt sei, antwortete er mir: „Wenn Du mich lieb hast, so dringe nicht in mich, ein einziges unüberlegtes Wort von mir kann eine ganze Familie unglücklich machen und an den Bettelstab bringen." — Ich stellte ihm nun vor, daß er mir, seinem Freunde, seinem künftigen Schwager, doch vertrauen könne; aber er beharrte fest bei seinem Schweigen, und ich mußte mich endlich,

ohne etwas ausgerichtet zu haben, von ihm trennen, da ich nicht länger als eine Stunde bei ihm verweilen durfte. Er gab mir einige Zeilen für Dich, die ich Dir hier beilege.

„Hier in Tönningen sind die seltsamsten Gerüchte über die Sache im Umlauf. So viel habe ich als wahr ermittelt: Capitain Lundquist soll von jeher ein sehr schlechter Mensch gewesen seyn, sich im englischen Kriege haben als Spion brauchen lassen, nachher Schmuggelei getrieben, und zuletzt auf der Amalia die Leute schändlich behandelt haben. Diese legten endlich Hand an ihn, gestatteten ihm jedoch, sein Testament zu machen, steckten dasselbe in eine Flasche, und warfen es in die See. Es wurde von einem andern Schiffe aufgefangen, und an den hiesigen Rheder Julius Thorsten, an den es addressirt war, geschickt. — Kaum hatte dieser es gelesen, als er auch sogleich bei den hiesigen Gerichten die Anzeige von dem Morde machte, worauf die Schiffsmannschaft, die hie und da verstreut war, arretirt wurde. Thorstens genaue Kenntniß von der Sache grenzt fast an das Unglaubliche, wird aber dadurch erklärt, daß Lundquist, mit dem er früher schon in Verbindung stand, da jener jedem diente, der ihm etwas zu gewinnen gab, in den Kriegszeiten Zeichen mit ihm verabredet hatte, nach welchen in den Berichten nur gewisse Worte galten. Diese Zeichen entdeckte Thorsten, der die Güte hatte, mir Alles auf

mein inständiges Bitten mitzutheilen, sogleich, und brachte Folgendes heraus: „Ich Jens Lundquist, Capitain der Amalia, bin umgebracht am 16. Juni 181— von den Matrosen Jacob Roloffsen, Wilm Knudsen, Peer Hansen, dem Schiffskoch, und Knud Ywersen. — Herrn Julius Thorsten trage ich auf, bei den Gerichten zu klagen; der Steuermann Johann Petersen hat keinen Theil an der That.“ — Darauf nun macht jener seine Anklage; alle, die auf dem Schiffe dienten, werden festgenommen, und die Untersuchung ist gegenwärtig eingeleitet.

„So verhält sich die Sache; Du als ein milder Richter wirst gewiß Deinen Freund sogleich lossprechen, und das thun Alle, die ihn kennen; denn jeder, der mit Petersen zu thun hatte, weiß, daß er der rechtlichste Mensch auf Erden ist. Was aber Allen auffällt, ist, daß er so hartnäckig Lundquist's Tod, der doch vor dem Schiffbruche Statt fand, verschwieg, und überall aussagte, jener sei von einer Welle über Bord gerissen worden. — Ich fürchte, daß ihn das in eine langwierige Untersuchung verwickelt, und — ich darf es Dir nicht verschweigen, mein gutes Mädchen, ich fürchte für Deine Liebe.

„Das ist Alles, was ich Dir mitzutheilen wüßte. Ich schreibe diese Zeilen noch spät in der Nacht, weil ich morgen in aller Frühe nach Kiel zurückfahre. Von Deinem Gelde habe ich keinen Gebrauch gemacht, da

es mir nicht daran fehlte. Wenn Du kannst, so verschweige der Mutter meine Reise; sie möchte zürnen.

„Lebe wohl, meine gute, gute Schwester. Habe nur Vertrauen auf Gott, er wird Alles wohl machen, und gieb' Dich dem Grame nicht zu sehr hin; darum bittet Dich aus vollem Herzen — Dein treuer Bruder. —"

Johann Petersen an Aennchen Runge.

„Dein Bruder, der mich voller Liebe und Treue besucht hat, sagt mir, Du seiest meinetwegen in großer Angst, mein herzlich geliebtes Mädchen. Wozu das? Du wirst nicht schlecht von mir denken; Du kennst mich; und so lange Du in Deiner Gesinnung unverändert bleibst, kann nichts uns trennen; denn ich liebe nur Dich, und werde nie aufhören, Dich zu lieben. — Daß ich nicht rede, nicht reden will, nicht reden darf, wirst Du verzeihen. — Wenn ich wirklich ein Geheimniß hätte, so wäre es ja nicht mein, eben weil es ein Geheimniß ist. — Die Zeit wird Alles offenbaren, und klar machen, und in Deiner Seele ist schon gewiß Alles klar über mich, Du treues Aennchen, oder wird es wenigstens durch diese Zeilen, die ich Dir, auf Heinrichs Wunsch, zu Deiner Beruhigung schreibe. — Ewig der Deine. — J. P."

5.

Wir fassen die Begebenheiten der folgenden Monate so kurz wie möglich zusammen. Aennchens Mutter hatte dem armen bedrängten Mädchen eine Frist von einem Vierteljahre gestattet. Würde ihr Bräutigam frei gelassen während dieser Zeit, so sollte ihre Verbindung nicht gestört werden, träfe aber das Gegentheil ein, so sollte auch Aennchen selbst, wie die Mutter sich ausdrückte, den Aufsagebrief schreiben. Was das arme Kind in dieser Zeit litt, das vermögen Worte nicht zu schildern; sie verbarg ihren Schmerz so gut wie möglich, so daß die Mutter nicht deutlich merkte, was in ihr vorging, und unwissentlich in ihrer Grausamkeit beharrte, Hoffnung und Angst in der Tochter Brust kämpfen zu lassen. Nur zu schnell verschwand jene gegebene Zeit, und Petersen war noch immer gefangen; ja das Gerücht verbreitete sich sogar, er habe, trotz dem Testamente des Capitains, Antheil an dessen Ermordung.

Nun verlangte die Mutter den Brief. — Aennchen schrieb ihn mit zitternder Hand und unter heißen Thränen. Er enthielt weiter nichts, als daß sie ihn von seinem ihr gegebenen Worte entbände, weil die Mutter es ihr befehle, und sie dieser seit ihres Vaters Tode unbedingten Gehorsam schuldig sei. — Damit war die strenge Frau zufrieden, und befahl der Toch-

ter, ihn noch einmal durchzulesen, und dann die Aufschrift zu machen. — Als sie einen Augenblick das Zimmer verließ, setzte Aennchen mit brechendem Herzen an den Rand des Schreibens: „Kann ich auch nie die Deine werden, ich bleibe Dir treu bis in den Tod, und wenn Du Deinen Onkel selbst ermordet hättest, ich habe mich Dir verlobt, ich breche meine Treue nicht.“ — Ruhig und gefaßt machte sie dann die Aufschrift, und übergab der wieder hereintretenden Mutter den Brief. Diese warf einige Blicke darauf, um sich zu überzeugen, daß es derselbe sei. — Zu Aennchens Glücke wurde sie durch einen Besuch unterbrochen, und sandte deshalb das Schreiben, ohne es einer genaueren Ansicht zu unterwerfen, auf die Post.

Als Petersen den Brief durch den Gerichtssecretair erhielt, zitterte er, und wagte nicht, ihn zu erbrechen. — Unruhig ging er im Gefängnisse auf und ab, in tiefes Sinnen versenkt. — Endlich öffnete er das Schreiben; auf seinem Antlitz wechselten Blässe und Röthe; plötzlich zuckte ein Strahl der reinsten Freude über sein Gesicht, und er rief aus: „Ich danke Dir, Gott, Du zeigst mir den rechten Weg; ich werde schweigen, komme, was will!“

Die gerichtliche Untersuchung war jetzt in vollem Gange, und drohte immer verwickelter zu werden. Sämmtliche angeklagte Matrosen waren sowohl einzeln verhört, als mit einander confrontirt worden; doch

blieben sie consequent bei ihrer Aussage, der Capitain habe sich selbst das Leben genommen, nachdem er ihnen jenes Testament übergab. — So unwahrscheinlich dies auch an und für sich war, so beharrten sie doch dabei, und es war ihnen durchaus nichts weiter zu entlocken; nur pflegte der Schiffskoch jedes Mal seine Aussage mit den Worten zu schließen: Er sähe gar nicht ein, warum die Herren (die Richter nämlich) so viel Aufhebens machten. Capitain Lundquist sei ein so schlechter Kerl gewesen, daß, wenn er es nicht selbst gethan, jeder, der an ihn Hand gelegt hätte, der Welt einen großen Dienst erwiesen haben würde.

Werner und Runge hatten mittlerweile ihr Examen gemacht, und waren, vorzüglich der Letztere, so gut bestanden, daß ihnen das Zeugniß des ersten Charakters zuerkannt worden war. Wir finden sie nach mehreren Monaten bei den Gerichten zu Tönningen wieder, wo Werner seine Praxis als Advokat beginnt, und Runge die Stelle eines Gerichtssekretärs bekleidet. — Beide, schon auf der Universität Orest und Pylades genannt, hatten aus leicht zu errathenden Gründen darnach gestrebt, in jener Stadt angestellt zu werden, und es war ihnen geglückt.

Sie erwarben sich sowohl durch ihre Kenntnisse, wie durch ihr gutes Betragen schnell die Gunst ihrer Vorgesetzten und wurden zu den vorzüglichsten jüngeren Beamten gerechnet. —

Der höhere Beamte, welcher die Untersuchung zu leiten hatte, erkrankte plötzlich und trug daher seinem Sekretär Runge auf, den Gefangenen wegen einiger Punkte zu inquiriren. — Erwartungsvoll und auf das Aeußerste gespannt sah unser junger Freund diesem Augenblicke entgegen. Lebhaft trat jener Abend in Lurup und Peer Hansens räthselhaftes Benehmen vor seine Seele. Da wurde dieser herein geführt, und erstarrte plötzlich zur Bildsäule, als er Rungen, statt des Gerichtsherrn vor dem Verhörtische sitzen sah. — „Wie kommt Ihr dahin, junger Herr?" fragte er, nachdem er sich endlich von seiner Bestürzung erholt hatte. — „Du hast nichts zu sagen, sondern nur zu antworten," fiel ihm der Schließer in die Rede, „das sind der Herr Gerichtssekretär, der wird Dich vernehmen." — „Der!" sagte der Gefangene und verfiel in tiefes Nachdenken. Dann setzte er nach langer Pause hinzu: „Schreibt Ihr denn Alles auf, was ich Euch sage, Herr Runge?" — „Alles," erwiederte dieser, „wie es meine Pflicht erfordert." — „Auch wenn es Euern eigenen Vater betrifft?" — „Auch dann," entgegnete Runge, sichtbar zitternd. — „Ihr braucht nicht zu zittern, Herr Runge," fuhr der Schiffskoch fort, „von Eurem seligen Vater weiß man nur Gutes. Aber jetzt muß ich reden, Gott will es so. Ich bin im Kerker zur Besinnung gekommen und will nicht länger etwas verschweigen. — Peer Hansen würde

künftig unter den Menschen sich doch nur wie ein Wrack herumtreiben, und der brave Pastor hat mich auf den rechten Weg gebracht, ich will alle Segel aufhissen, und sehen, daß ich den rechten Port erreiche, ohne zu laviren, oder mich von einem Advokaten herumbugsiren zu lassen. — Laßt den Schließer hinausgehen, ich will Euch Alles bekennen." —

Runge winkte dem Kerkermeister und dieser verließ endlich zögernd das Gemach. Hansen rief ihm nach: „Geh nur zu, Landratze, du bist zu schlecht, um anzuhören, was eine ehrliche Schifferseele vom Stapel läßt." Dann wandte er sich zu Rungen und sagte: „Nun schreibt."

Runge hielt sich bereit und er begann: „Wo ich geboren bin, wie viele Jahre ich habe und dergleichen mehr, das haben die Herrn schon in den Papieren da aufnotirt, das wollen wir also bei Seite lassen. Aber das wissen sie nicht, daß ich toll genug 1807 aus dem dänischen Seedienst entlief, und bei den Engländern Dienste nahm, weil ich kurz vorher in Copenhagen mit einem Holmsmatrosen in Streit gerieth, wobei er, der Schuld hatte, als die Sache in Untersuchung kam, von dem Schiffslieutenant freigesprochen wurde, und ich das Ende Tau mir mußte auf dem Rücken herumtanzen lassen. Unrecht habe ich nie tragen können, darum blieb ich nicht im Dienst. — Bei den Engländern hatt' ich's gut und wäre zeitlebens da geblieben. —

Da fing aber der Krieg an, und die Fregatte, auf der ich war, segelte mit den anderen Kriegsschiffen nach Copenhagen. Ich mußte gegen meine Landsleute fechten. Ehe es los ging, freute ich mich darüber, meine Wuth auslassen zu können. Als aber das Schießen wirklich anfing, das Bombardiren der schönen Stadt Tag und Nacht dauerte, und ein herrliches Haus nach dem anderen in Feuer aufging, da fiel mir doch das Herz vor die Füße, und ich verwünschte tausend Mal die Stunde, in der ich mir's hatte einfallen lassen, gegen die rothe Flagge mit dem weißen Kreuz zu dienen. — Nach der Capitulation mußte ich mit einem von unseren Lieutenants an das Land; da sah mich derselbe Holmsmatrose, mit dem ich Streit gehabt; er hatte nur noch einen Arm, und wurde in's Hospital gebracht an mir vorüber; aber er richtete sich auf und spuckte vor mir aus, als er mich mit den Engländern erblickte. Das quälte mich fürchterlich und ich nahm bald nachher meinen Abschied. — Aber nun konnte ich kein Unterkommen finden, und bettelte im Holsteinischen herum, denn bei mir zu Hause wußten sie, daß ich den Engländern gedient hatte, und mein Vater seliger fluchte mir deshalb. — Damals machte ich mir just nicht viel daraus, aber nachher hat mir doch, wenn ich so allein Nachts Wache hielt, der Fluch keine Ruh gelassen. — Darüber war es wieder Winter geworden, ich hatte eine Zeitlang in Arensburg bei den-

selben Verwandten gelebt, die nun Lurup haben und machte mich auf nach Hamburg zu, wo ich eher ein Unterkommen hoffte. — Unterwegs traf mich Capitain Lundquist. — Er wußte, daß ich bei den Engländern gedient hatte, denn er war damals bei der Blokade so eine Art von Spion gewesen. Er nahm mich in seine Dienste, und ich traute ihm anfangs; bald aber sah ich, daß er ein grundschlechter Kerl sei, der mich auch zu allerlei Schlechtem gebrauchen wollte. — Weigerte ich mich, so drohte er, mich anzugeben, daß ich dem Feinde gedient hätte, und gerade in einer so schlimmen Zeit. Da mußte ich ihm denn wohl folgen, denn das Leben hatte ich lieb, weil ich ein Mädchen lieb hatte, das aber — doch das gehört nicht hieher, was soll ich Euch mit meiner unglücklichen Liebschaft die Ohren voll schwatzen. — Wir hielten uns nun eine Zeitlang in Altona auf, und Capitain Lundquist ging damals viel mit Eurem seligen Vater um, doch erinnert Ihr Euch wohl seiner nicht. — Es fehlte ihm gerade an einer Stelle, denn man traute ihm als einem Schweden nicht recht, und munkelte überhaupt allerlei von ihm. Euer seliger Vater, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, verschaffte ihm eine Capitainsstelle auf einem Grönlandsfahrer, er behandelte aber die Leute so schändlich, und ließ sich in so viele Betrügereien ein, daß er nachher nur mit Noth davon kam, als er zur Rechenschaft gezogen wurde. — Eurem seligen Vater

machte er viel Verdruß, und erzürnte sich sehr mit ihm, so daß sie sich nachher nicht wieder sprachen, denn Euer Vater hatte Beweise von seinen Spitzbubenstreichen in Händen, und drohte, sie bekannt zu machen, wenn er sich wieder in das Geringste einließe. — Da traf es sich, daß in Tönningen ein Capitain für einen Westindienfahrer gesucht wurde, und, Gott weiß wie, Lundquist angenommen werden sollte. Kaum erfuhr das Euer Vater, so machte er sich selbst auf, um Lundquists Anstellung zu verhindern. — Es war das im Winter vor eilf Jahren. Lundquisten wird es gesteckt, er hinterdrein, und in Uelzburg treffen sie sich. Euer Vater hat gegen ihn kein Hehl von seiner Reise, und reitet nach einem langen Streite mit ihm weiter. — Da fragt mich Lundquist, „was ich haben wolle, wenn ich Capitain Runge auf der Haide zwischen Lurup und Kaltenkirchen auflauere und um das Leben bringe.“ — „Vor Menschenmord soll mich Gott bewahren,“ sage ich. — Er sieht mich an, und antwortet, als er merkt, daß das mein Ernst ist: „Du bist ein Narr, ich wollte Dich nur vexiren. — Darauf befiehlt er mir ruhig in Uelzburg zu bleiben, er wolle noch einen Abstecher nach Barmstedt machen, und von da nach Neumünster gehen, wo er mich erwarten wollte. Ich lasse mir das gefallen, und er miethet ein Pferd vom Wirth und reitet fort. — Anfangs denke ich daran, mich auszuruhen, und erst den anderen Abend Uelz-

burg zu verlassen, aber in der Nacht kann ich nicht schlafen, es war, als triebe mich etwas wie mit der Peitsche vorwärts. — Um drei Uhr den anderen Morgen mache ich mich auf den Weg. Unterwegs finde ich die Pfeife, die ich Euch geschenkt habe, und die Eurem seligen Vater gehörte. Ich wußte nicht, wer sie verloren hatte, und freute mich darüber; aber als ich in Lurup ankam, sah ich Alles in großem Aufruhr und Euren seligen Vater erschossen in der Stube liegen, wohin sie ihn gebracht hatten. Ich wurde festgenommen und nach Kaltenkirchen gebracht, denn die ganze Gegend war in Aufruhr über den Mord, der Voigt ließ mich aber bald wieder los, der Uelzburger Wirth bezeugte gleich, daß ich zu Capitain Lundquist gehörte, und erst zu der Zeit, als man den Todten gefunden hatte, aus Uelzburg ausgegangen sei. — Aber Ihr könnt Euch meinen Schreck denken, als ich nachher auf der Pfeife Eures seligen Vaters Namen eingegraben fand. Ich warf den Kopf weit von mir und behielt nur das Rohr. —

In Neumünster sagte mir der Wirth zum Adler, Capitain Lundquist habe einen ganzen Tag auf mich gewartet, sei dann weiter gereist, und lasse mir Ordre, gerade nach Tönningen zu kommen. — Ich gehorchte, und hatte auf der Reise so meine eigenen Gedanken, aber ich nahm mich wohl in Acht, etwas laut werden zu lassen. Als nun Lundquist, den ich in Tönningen

wieder traf, verlangte, ich solle ihm ausführlich erzählen, was ich von der Mordthat wüßte, that ich es, und sah ihn dabei scharf an, aber er veränderte keine Miene, und so vergingen mir die Gedanken auch.

Lundquist wurde nun Capitain von dem Westindienfahrer, und ich blieb bei ihm als Schiffskoch. Wir machten ein Paar Reisen, waren auch ein Paar Mal heimlich in England, und es ging Alles gut. Er verheirathete sich mit einem Mädchen aus angesehener Familie, und nahm seinen Schwestersohn, den Petersen, zu sich, den er nachher nach Hamburg schickte, und die Steuermannskunst lernen ließ. Seine Leute behandelte er zwar immer schlecht, aber an mich getraute er sich nicht heran, und ich hatte es im Ganzen leidlich gut bei ihm, nur daß er mir noch ein Paar Mal drohte, er wolle mich angeben, weil ich den Engländern gedient hätte.

Nun traf es sich vor der letzten Reise, daß er noch einmal nach Hamburg mußte, und mich mitnahm. In Uelzburz übernachteten wir wieder, und da das ganze Haus voll war, so muß ich mit ihm in einem Zimmer schlafen, weil er das ausdrücklich verlangte. Um Mitternacht wache ich auf, weil mir der Mond gerade durch's Feuer auf das Gesicht scheint; da steht Lundquist im Hemde vor mir, und sagt auf Schwedisch: „So, du verdammter Runge, nun habe ich Dir den Rest gegeben; Du sollst mich nicht um die Stelle

bringen!" dann springt er mit einem Satz, als wenn er auf's Pferd spränge, in sein Bett, und wirft sich hin und her. Ich betete zu Gott und allen Heiligen, und konnte gar nicht zu mir kommen; nun war mir klar, daß kein Anderer als Er Eueren seligen Vater umgebracht hätte, und warum er es gethan habe; denn was der Mensch Böses gethan hat, das quält ihn des Nachts, und davon muß er im Schlaf reden. Am anderen Morgen frage ich ihn, ob er denn heute Nacht vom Capitän Runge geträumt hat. — Als er das hört, wird er todtenblaß, und giebt mir keine Antwort. — Ich wußte aber, woran ich war. —

Unterwegs peinigte ich mich, was ich thun sollte. — Gab ich's an und es wurde ihm nicht bewiesen, so konnte ich selbst in des Teufels Küche kommen, wenn dadurch bekannt wurde, daß ich den Engländern gedient hatte. Ich wußte mir gar nicht zu rathen. Da führt mich der Zufall in Altona zu einem klugen Schuster, der zu den Blaufärbern*) gehört; ich lasse mich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Mann bringt mich in ihr Gotteshaus, wo er auf die Kanzel steigt und eine Rede darüber hält, daß Gott uns die Macht gegeben hätte, die Sünder zu strafen, daß von den Rich-

*) Eine Separatistensecte, vom Volke mit diesem Namen belegt, wahrscheinlich wohl, weil die Ersten (holländische) Färber waren.

tern oft aus Eigennutz oder Blindheit der Schuldige frei gegeben würde, und daß es daher unsere Pflicht sei, wenn wir von ihrer Missethat überzeugt wären, sie selbst zu strafen, damit wir sie aus dem Wege räumten und sie uns nicht mehr schaden könnten. Dabei bewies er, daß das ausdrücklich in der Bibel stände: „So dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es von Dir." Das gefiel mir damals sehr, und ich war ganz voll davon, jetzt hat mich freilich der ehrwürdige Herr Pastor eines Besseren belehrt. Ich sprach nachher mit dem Schuster noch ein Langes und Breites darüber, und er machte mich immer fester in meiner Meinung, und gab mir auch ein altes Buch, worin das stehen sollte, das ließ ich aber bei ihm und gab ihm auch mein aufgespartes Geld, ohne Schein, zur Bewahrung. Denn ich dachte, ein so frommer Mann würde mich gewiß nicht darum betrügen. Aber der Kerl ist ein noch größerer Halunke als Lundquist einer war, wie ich das jetzt erfahren habe. —

Wir reisten wieder zurück, und stachen in See, um nach Veracruz zu segeln. Ich nahm mir fest vor, mich auf dieser Reise bestimmt davon zu überzeugen, ob Lundquist Euren seligen Vater ermordet habe. Von Anfang an fiel mir auf, daß er die Matrosen, mich ausgenommen, entsetzlich schlecht behandelte, viel schlechter noch, als es selbst die schäbigen Holländer zu thun pflegen. — Dabei erzählte er mir immer, dies sei

die letzte Reise, die er mit fremden Schiffen mache, die nächste mache er mit eigenem, und dann solle ich es sehr gut haben bei ihm. — So ging er um mich herum; endlich sagte er mir, er habe die Amalia in Hamburg hoch verassecurirt, und es wäre gar kein Schaden, wenn sie unterginge; im Gegentheil, das wäre sein Vortheil, denn er habe es auf eigene Rechnung gethan, und träfe es ein, so solle ich auch mein Theil haben. — Halb und halb merkte ich, was er wollte, aber ich wartete noch damit. — In Veracruz starb uns die halbe Mannschaft am schwarzen Fieber, und einen Matrosen, der noch gar nicht todt war, warf er für todt in die See. — Dann rückte er gegen mich mit seinem Vorhaben heraus. — Das war nichts Anderes, als das Schiff in Grund zu bohren, sobald wir den Hafen von Veracruz verlassen hätten, und uns auf dem Langboot nach Veracruz zurück zu retten. — Nun däuchte mir sein Maaß voll. — Ich wiegelte die Matrosen gegen ihn auf, und wir warfen ihn über Bord."

Er erzählte nun, was wir dem geneigten Leser bereits zu Anfange mitgetheilt haben. Runge's Gefühle, als er dies ganze Bekenntniß aufschrieb, lassen sich schwerlich schildern. Das Mitleid für den Verirrten bemächtigte sich seiner Seele.

Mit zitternder Stimme las er dem Hansen das Protokoll vor. — „Ganz recht," sagte dieser, als er

es gehört hatte; „Gottlob, nun ist mir wohl, nun bin ich es los. Aber warum sich der Steuermann gar nicht gerührt hat, sondern immer dabei bleibt, eine Sturzsee habe den Capitain über Bord gerissen, das kann ich doch nicht begreifen. — Er hat nicht den mindesten Theil an der That, so wahr ich hoffe, daß der liebe Gott mir es gut anrechnet, daß ich einen solchen Hund aus der Welt geschafft habe."

Die letzte Betheuerung war von einigen seemännischen Kraftausdrücken begleitet, die wir aber sowohl hier, wie in seiner ganzen Erzählung, weggelassen haben, um nicht durch nothwendige Erklärungen gezwungen zu seyn, den Faden zu unterbrechen. —

Heiter, ja beinahe fröhlich, ließ Hansen sich jetzt in seinen Kerker zurückbringen, und Runge trug sogleich, jedoch mit klopfendem Herzen, das Protokoll zu seinem Vorgesetzten. Dann suchte er eiligst seinen Freund Werner auf, um ihm das so eben Erlebte mitzutheilen. —

6.

Beide verfügten sich zu Petersen auf Werners Anrathen. — Dieser war sichtlich betreten, als sie eintraten, und rief ihnen zu, als er sie kaum erblickte: „Ihr kommt, um mich von meinem Stillschweigen abzubringen, aber es wird Euch nichts fruchten, denn so wahr mir Gott helfe, ich kann nicht anders, ich muß

schweigen. Ich weiß es wohl, es kostet mich mein ganzes Lebensglück, aber ich muß schweigen." — „Ungeduldiger," erwiederte Werner, „höre doch nur." Er theilte ihm nun Peer Hansens Bekenntnisse mit. Petersen hörte ihn mit erstaunten Blicken an; je mehr sich der Freund dem Ende seiner Erzählung näherte, desto heiterer wurde des jungen Steuermanns Antlitz. — Endlich stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen; er sank, ohne ein Wort zu reden, auf die Kniee, und betete lange und heiß. Die Freunde sahen ihm theilnehmend zu. — „Gottlob," sagte er dann, als er aufstand, „Gott hat mich von den Zweifeln erlöst. — So wisset denn, warum ich schwieg: Der Oheim hatte mich, eine Waise, zu sich genommen; er ließ mich erziehen, ich lernte auf seine Kosten die Steuermannskunst, und wurde immer gut von ihm behandelt. Von seinem geheimen Treiben wußte ich nichts; da fand ich nach seinem plötzlich angegebenen Selbstmorde eine Abschrift der hohen Versicherung des Schiffes unter seinen Papieren, mit der Bemerkung, wo das Original niedergelegt sei. — Ich ahnte seine Absicht, denn er hatte sie einmal im Scherz gegen mich ausgesprochen. So lange ich unter den Matrosen war, mußte ich, um des eigenen Selbst willen, schweigen; auf dem festen Lande zwang mich die Pflicht gegen die Seinigen dazu, denen ich seine Ehre und sein Vermögen retten mußte. Das Erstere ist jetzt freilich unmög-

lich, aber das Letztere nicht, denn die Amalia ist durch Gottes Fügung, und nicht durch Menschensünde untergegangen. Da habt Ihr meine Gründe, die mich zum Schweigen bewogen, und ich hätte geschwiegen, wenn mich auch ein ewiger Kerker dafür erwartete."

„Du warst auf unrechtem Wege," entgegnete Runge, „aber Du bist ein kreuzbraver Junge. Aennchen wird Deine Frau, verlaß Dich darauf."

Uns bleibt jetzt nur noch wenig zu berichten übrig; denn wozu sollen wir den Leser mit der ausführlichen Schilderung von der Hinrichtung der Matrosen quälen. — Peer Hansen ging sehr ruhig zum Tode; nicht so die Übrigen. Knud Ywersen wurde begnadigt, und kam mit längerer Zuchthausstrafe davon.

Die Köpfe der Meuterer, denn das waren sie unbedingt, grinsen als Warnung und Beispiel noch dem Reisenden von ihren Pfählen am Hochgericht entgegen; die Zeit hat sie weiß gebleicht. Als furchtbare Merkzeichen der Gerechtigkeit starren sie den späten Wanderer, der im Mondschein seinen einsamen Weg auf dem flachen Felde verfolgt, grausenvoll an, und er beschleunigt mit aller Kraft seine Schritte, um den entsetzlichen Gegenstand aus den Augen zu verlieren.

Der pietistische Schuster und Vorsteher der Brüdergemeine zur Himmelsmilch Christi, Ezechiel Täublein, sitzt wiederholter Betrügereien wegen im Zuchthause zu Altona, und sucht seine sämmtlichen Mitge-

fangenen zu Proselyten zu machen. — Diese hören aber nicht auf ihn, und es ergeht ihm schlecht. Täglich und stündlich läßt er laute Gebete für seine Erlösung gen Himmel steigen, und stört sehr oft seine Genossen im Kerker durch Absingung Davidischer Bußpsalmen aus dem Schlaf, wofür er manchen Puff einerndet.

Als die drei Freunde ein halbes Jahr später wieder über Kiel nach Altona reisten, konnten sie sich nicht versagen, in Lurup einzusprechen. Sie wurden Anfangs freundlich von Anne Marien und ihrer Mutter empfangen; als sie ihnen aber auf ihr Begehren Peer Hansens Schicksale und Ende, und wie sie darin verflochten gewesen, erzählten, wandte sich Anne Marie von ihnen ab, wollte nichts mit ihnen zu thun haben, und verweigerte Wernern dieses Mal hartnäckig einen Kuß, dann sagte sie: „Peer Hansen war ein wilder, aber braver Kerl, und Ihr hättet Alles aufbieten müssen, ihn zu retten; er hatte ja etwas Gutes gethan, daß er den Spitzbuben, den Mörder, aus der Welt schaffte.“ — Die Mutter verwies ihr zwar solche Reden, sie blieb aber dabei, und fing bitterlich an zu weinen, da ihr einfiel, daß das Tuch, mit dem sie sich geschmückt hatte (es war gerade Sonntag), Peer Hansens letztes Geschenk gewesen sei. — Sie ließ sich erst bei dem Abschiede wieder vor den Freunden sehen, weil die Berechnung der Zeche zu ihren Geschäften ge-

hörte. — Bei dieser blieb sie kalt und gemessen, aber ihre Rechnung war noch billiger, als das vorige Mal, obgleich sie einen Gast mehr in Anschlag zu bringen hatte.

Die Harfnerin.

Eine skizzirte Erzählung.

Tu és seu unico recurso,
Poderás, justo Deos, desamparalla?
(Megara de Dom. dos Reis-Quita 1, 1. —)

Du! Ihre einzige Zuflucht,
Kannst du, gerechter Gott, sie auch verstoßen? —

1.

In einem Wirthshausgarten in B. saß täglich eine junge bleiche Harfnerin, und spielte und sang. — Wenn einer der Gäste zu ihr trat, und einen Walzer oder ein lustiges Lied, das gerade an der Tagesordnung war, verlangte, so verbreitete sich ein Zucken des tiefsten Seelenschmerzes über ihre feinen bleichen Züge, aber sie erwiederte nichts und sang oder spielte, wie ihr geheißen war; doch sobald sie geendet hatte, faßte sie die Harfe mit beiden Armen, und ihre Augen schienen wehmüthig zu sagen: Vergieb mir meine einzige Freundin, ich muß es ja thun; dann stimmte sie,

fast in demselben Augenblicke, in welchem sie die lustige Aufgabe gelöst hatte, ein trauriges Lied an, von welcher Art sie viele zu singen wußte. So machte sie es auch an einem Nachmittage, als ein Student, der mit mehreren seiner Genossen unfern von ihr an einem Tische saß, ein keckes Burschenlied gefordert hatte. — Sie willfahrte erst seinem Verlangen und begann darauf folgendes:

Im Silberthaue baden sich die Blüthen,
Die neu belebt, in schönen Farben prangen;
Mag auch der Sturmwind wild vernichtend wüthen,
Sie haben doch der Liebe Thau empfangen.
Armes Herz, geknickte Blüthe,
Bist vernichtet,
Ehe du der Liebe Thau empfangen! —

In stillen Nächten blinken helle Sterne,
Mit ewig gleicher Liebe auf die Erde. —
Du armes Herz — in deinem Grame lerne,
Daß auch auf dich die Liebe blicken werde! —
Sei getrost, mußt dich ergeben,
Wenn auch hier nicht,
Du wirst dort doch einst der Liebe leben.

Wenn die Rose Lebensthau empfangen,
Sinkt sie bald zur Erde hin, entblättert,
Und die Eiche, deren Aeste prangen,
Wird urplötzlich durch den Blitz zerschmettert. —
Armes Herz, geknickte Blüthe,
Nur in Liebe
Kannst du leben? — würdest ewig bluten.

Als sie geendet hatte, stand sie auf, strich sich das dunkle Lockenhaar aus der zarten Stirn und trat, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Notenblatte auf die Studenten zu. — Sie wurde reichlich beschenkt, und wollte weiter gehen, da faßte einer der jungen Leute sie bei der Hand, die sie ihm mechanisch ließ. — Warum singst du denn immer solche Grablieder? fragte er sie. — Es sind schöne Lieder, gab sie ihm zur Antwort. — Du studirst wohl fleißig Romane und andere solche Liebesbücher, Mine, wenn du des Abends zu Hause kommst, fing ein Anderer an. — Ich kann nicht lesen, erwiederte sie. — Aber die Noten kannst du doch, sagte ein Dritter. — Nein. — Wie, zum Kukuk, machst du es denn? — Der Vater, der blind ist, und zu Hause bleibt, sinnt sich die Melodieen aus und spielt sie mir vor, und die Worte dazu giebt mir mein Herz ein, daß sie mir gerade dazu passen, nach meinem Sinn. — Die andern lustigen Lieder, lerne ich von einem andern Harfenmädchen. — Das ist merkwürdig, rief einer von den Studenten hiebei aus. — Merkwürdig, entgegnete ein Anderer, ja, wenn es wahr wäre; aber die Dirne ist nichts als eine feine Betrügerin, die auf solche Art unser Interesse anregen will, damit es ihr Interessen trägt. — Ich glaube fast, du thust ihr Unrecht, fiel ihm Graf Ernst, ebenfalls einer von den Studenten, ein schöner junger Mann, der bisher, ohne ein Wort zu äußern,

da gesessen hatte, in die Rede. Unrecht, versetzte jener, warum nicht gar, was kannst du denn von einer Dirne anders erwarten, die, wie diese, sich auf allen Messen, und in allen Wirthshäusern herum treibt, sie ist klug und aus Klugheit, nicht aus Neigung, nicht frech, wie die großen Herrn, die aus Stolz herablassend sind. — Wie mich das empört, — rief Graf Ernst aus; warum soll denn unter Disteln nicht eine Rose aufblühen können, sie windet sich unter den Stacheln hervor, die Disteln selbst müssen sie schützen, vor den Stürmen von außen; und warum willst du das von Menschen läugnen? — Sehr schön, sehr poetisch, gut stylisirt, und die Nutzanwendung erbaulich, erwiederte der Erstere, aber paßt auf. Bei diesen Worten umschlang er das Mädchen, und wollte sie küssen. — Sie wehrte sich nicht, sondern blieb regungslos stehen, eine dunkle Röthe überflog ihr Antlitz, dessen Züge von einem schmerzhaften Zucken ergriffen wurden, dann ward sie noch blässer als zuvor und langsam trat eine Thräne aus ihrem Auge. — Laß sie los, in's drei Teufels Namen! rief Ernst heftig oder, — aber jener hatte ihr schon einen Kuß auf die feingeformten Lippen gedrückt, und sagte: Kurioses Ding, ihr Mund blieb stumm auf meine Frage. — Ihr Auge spricht, sagte Ernst, und was es spricht, das spricht den Himmel an, um.... Der Andere ließ ihn nicht ausreden, sondern sang:

Zum Kukuk die Poeten,
Die stets von ihrer Spezerei
Geschicklich in den Brei
Der Lust noch etwas kneten.

Höre Dirne, fuhr er fort, singe einmal das Lied von den Prager Studenten; da hast du auch etwas für den todten Kuß. — Damit warf er einen Thaler auf den Tisch. Das Lied kann ich nicht, erwiederte sie. — Du hast es doch oft gehört. — Aber nicht behalten; es ist mir bei solchen Liedern immer, als wenn sie der Wind gleich wieder mir aus dem Sinn wehte. —

Der Student hatte sie unterdessen losgelassen. — Sie ging mit dem Notenblatt zu den andern Gästen, und ließ den Thaler unangerührt liegen. Nimm den Thaler, rief der Student ihr zu, als sie wieder vorbei kam. Ich mag ihn nicht, entgegnete sie, und setzte sich dann hin, und sang und spielte wie vorher.

Es ist mir unbegreiflich, hub Graf Ernst nach einer Pause an, wie es so viele Menschen so leicht über sich vermögen, Andere zu kränken und mit bösen Worten zu verletzen, ohne zu bedenken, daß sie häufig, in eigner Lust, Wunden schlagen, die noch lange, lange nicht verharschen, und oft erst in späten Jahren, oft gar nicht geheilt werden. — Prosit, Herr Moralist, sagte der Student, der das Mädchen geküßt hatte, und stand auf. — Die Andern folgten ihm, und Alle,

Graf Ernst ausgenommen, der ruhig und nachdenkend sitzen blieb, verließen den Garten.

Nach und nach waren alle Gäste fortgegangen; es dunkelte schon: das Mädchen sang und spielte noch immer. Graf Ernst stand auf, als sie eben ein Lied mit folgenden Worten endete:

Trost der Bedrängten
Bist du, o Nacht,
Wenn sich die Knospen zur Ruhe senkten;
Nicht mehr des Tages Sonne glüht;
Dann ist's, wo das Vaterauge wacht,
Und die Knospe der Liebe,
Stärker und immer stärker duftend,
Erblüht. —

Sie schloß mit unaufgelösten Accorden, und ließ die Harfe lange aushallen. — Ernst trat auf sie zu und lobte sie. — Wenn Sie meine Lieder recht hören wollen, sagte sie, so kommen Sie Morgen Abend zu mir; des Abends ist der Vater heiter. — Sie bezeichnete ihm ihre Wohnung, und verschwand in den Laubgängen des Gartens. — Alles, was sie sprach, war durchaus tonlos, ein merkliches Zittern ihrer Stimme war in diesem Augenblicke nicht zu verkennen. Graf Ernst wußte nicht, was er davon denken sollte, doch nahm er sich vor, zu kommen. — Die Harfnerin hatte etwas sehr Anziehendes für ihn, ohne doch Eindruck auf ihn zu machen. — Er fühlte sich sicher in der Liebe zu seiner Braut, einem vortrefflichen Mädchen

in seiner Heimath und glaubte daher, ohne Gefahr hingehen zu können, was er auch am folgenden Abende that. —

2.

Nur mit Mühe fand er die niedere Wohnung. — Als er eintrat, bot sich ihm ein Bild von ganz eigenem Reiz dar. — Das Zimmer ward nur spärlich durch eine Lampe erhellt, die in der einen Ecke auf einem Tische stand. Ueber diesem hing ein mit einem Epheukranz geziertes Madonnenbild. — Dem Tische gegenüber war ein Lager auf der Erde bereitet. — Hier saß oben auf den Kopfkissen des Mädchens blinder Vater, die Harfe der Tochter in den Armen haltend und einzelne Accorde angebend; die Harfnerin selbst hatte sich auf das Lager der Länge nach geworfen, den Kopf an des Vaters Knie legend. — Sie hatte ihre Locken gelöst, und über die Seite ihres Gesichtes, die dem Lichte zugewandt war, verstreut. — Uebrigens war sie in ein weißes faltenreiches Gewand ohne Aermel, das von keinem Gürtel festgehalten wurde und lang auf die zarten Füßchen herabwallte, gekleidet. —

Graf Ernst blieb in der Thüre stehen und wurde anfänglich nicht von ihnen bemerkt. — Du bist wieder so still, Hermine, sagte der Alte, sieh! dann vergeht mir alle Freude, und ich sehe dich im Geiste so bleich,

so bleich, und möchte weinen indem ich mir denke, daß du vielleicht wirklich so blaß bist, wie dein Bild in mir, und mag es doch nicht denken und kann es nicht glauben. — Nein, ich freue mich, Vater, erwiederte sie, ich bin nicht bleich; ich freue mich darauf, daß mir der junge Mann, der so gut gewesen ist gegen dein armes Kind, versprochen hat, zu kommen; ich kann ihm seine Freundlichkeit doch vergelten. — O weh! wie schneidet der Mangel in der Fremde, daß mein Kind mit ihrem Herzen vergelten muß, wimmerte der Alte. — Still, still, Vater, still, sagte das Mädchen, Werner ist ja todt, und es wird Alles wieder gut. —

Der Graf fühlte sich wundersam bewegt. — Er machte Geräusch und die Harfnerin, plötzlich mit den zarten lilienweißen unbekleideten Armen die Haare aus dem Antlitz streichend, ohne sich der Hände zu bedienen, sprang auf, rief: da ist er, und führte ihn dann stillschweigend zu dem einzigen Stuhle, der sich im Zimmer befand. — Ernst setzte sich, ohne ein Wort zu sagen. — Der Vater spielte jetzt eine eigene Melodie, die von fern an nordische Volkslieder erinnerte, und das Mädchen begann:

Die Lilie und der Abendstern,
Die hatten sich lieb, die sahen sich gern;
Sie spähte nach ihm, wenn der Abend graute,
Bis er am Himmel aufgegangen.

Doch, wenn er in des Sternenhimmels Prangen,
So still und lieb auf sie herniederschaute,
Schloß sie den Kelch, und senkte das Haupt,
Ergriffen von wundersamen Bangen.

Entgegen blüht sie so dem Abendstern.
Sie hatt' ihn doch so lieb, sie sah' ihn doch so gern,
Und jeden Abend kehrt er freundlich wieder,
Und blickt' nach ihr, als wollt' er sie behüten,
Allein sie sah, er schaut auch freundlich nieder
Auf andre, fremde Blüthen.
Sie schloß den Kelch, sie senkte das Haupt,
Und starb dahin, entblättert, entlaubt.

Sie sang das Lied mit besonderem Ausdruck, besonders in den letzten Tönen jeder Strophe, die sie mit heller Stimme lange aushielt, so daß Ernst sich von sehr tiefer Sehnsucht ergriffen fühlte. Er wagte kaum zu athmen. — Als sie geendet hatte, stand sie auf, trat zu ihm hin und sagte. — Das ist das Lied von der armen Lilie, die mußte sterben, weil der Abendstern nicht auf sie allein blicken konnte. — Sie wünschte immer die ganze Erde zu seyn, um all sein Licht aufzufangen, und war doch nur die kleine, weiße Lilie. — Sie starb am gebrochenen Herzen: das können aber die Menschen nicht wissen, denn sie sind zu stolz, um zu glauben, ein solches Ding, wie eine Lilie, habe eine Seele wie sie, und gar noch eine, die vielleicht tiefer fühle, als die vornehmen Menschenseelen. Sie sehen mich darauf an, Herr Graf, fuhr sie fort,

und wissen nicht, was Sie daraus machen sollen, wie aus mir. Ich weiß es oft selbst nicht in wunderlichen Stunden, und mir graut dann vor mir selber; aber ich lasse es so hingehen und aufschießen in mir, wie es eben sich gestaltet, und nachher kommen dann auch Stunden, die sich beschwichtigend um's Herz legen, und so gleicht sich Eins mit dem Anderen wieder aus. — Man hält mich für wunderlich, für geistesabwesend mitunter, und die Leute können nicht begreifen, daß mir jetzt erst eigentlich wohl ist, seitdem ich mein inneres Selbst gebe, ganz so, wie es in mir wohnt. — Früher durfte ich das nicht, der Welt wegen und der Verhältnisse; von denen hat mich aber das Unglück später losgerissen, wie das Unglück überhaupt frei macht, und uns über die Erde oder unter dieselbe stellt, das Wohin hängt hier ja doch nur von uns selbst ab. —

Graf Ernst schwieg noch immer, und wußte nicht, was er zu dem Allen erwiedern sollte. — Bleiben Sie nicht so fremd, Herr Graf, hob sie nach einer Pause wieder an, denn Sie sind mir es nicht. — Ich kenne Sie schon seit fünf Jahren. — Zuerst sah ich Sie in Spaa, wo Sie sich mit einem vornehmen Ungar schlugen, weil er ein bettelndes Kind gestoßen hatte; Sie waren damals achtzehn Jahre alt, ich auch; ich habe Ihnen das nicht vergessen. — Der bettelnde Knabe auch gewiß nicht; die Leute wurden aufmerksam auf ihn, denn er hatte Stoff zum Reden gege-

ben, und wollten ihm nun Gutes thun. — Ein reicher Hamburger Kaufmann, von denen, die da meinen, Kaffee und Zucker wären nur für den Handel vom lieben Gott geschaffen und die Menschen auch, glaubte ihm recht nützlich zu seyn, und brachte ihn für sein schweres Geld als Lehrling bei einem Grobschmied unter; da bekam der arme Junge täglich Prügel und Stöße, es schlug sich aber kein Mensch mehr deshalb, denn die Leute meinten, das gehöre dazu, und so war's gut. — Sie hätten ihn ruhig betteln lassen sollen und die Kühe hüten, wie er bisher gethan, da hätte sich seine Seele von selbst ausgebildet; er bettelte den Ungar auch nur an, weil er nach seinen kindischen Begriffen meinte, einer, der so viel Gold a u f den Taschen trüge, müsse es auch i n den Taschen haben, und könne Anderen, die es nicht so reichlich oder gar nicht hätten, wohl etwas abgeben. — Nachher trafen wir uns wieder in Berlin, da waren Sie eben Student geworden, und recht keck und lebenslustig; dann sind wir weit aus einander gekommen, und ich habe Sie erst hier wieder gesehen. Es ist mir unterdessen recht bunt gegangen, und doch eigentlich recht gut, wenigstens wie ich denke; denn der liebe Gott ist wie ein geschickter Tischler, er stellt die einzelnen Stäbe doch nur in die Stellen, für die er sie geschnitzt hat, und Stäbe und Menschen müssen sich da gut ausnehmen, wo sie einmal hingehören; wenn die letzteren

das nur einsehen. — Graf Ernst, der noch immer nicht wußte, was er aus dem Mädchen machen sollte, war froh, endlich in ihren letzten Worten einen Anhaltepunkt gefunden zu haben. — Eine so eigene Bewegtheit hatte er nie gefühlt. — Es war ihm zu Muthe, als kämpfte, völlig unabhängig von ihm, in seiner Seele das Verlangen zu gehen mit dem, zu bleiben, und gepreßt und verlegen, brachte er die Worte heraus: — Wie ist es Dir, Ihnen denn gegangen? Er erinnerte sich nicht, sie gesehen zu haben, und deshalb gesellte sich zu den andern Empfindungen noch jenes Gefühl, das sich gewöhnlich in uns erzeugt, wenn wir uns von einem uns gänzlich Fremden, als einem mit uns und unsern Verhältnissen durchaus nicht Unbekannten begrüßt finden. —

Sie gab ihm keine Antwort, sondern setzte sich zu dem Alten, und fragte diesen, ihn bei der Hand fassend: Wie geht es dir, Vater? Der Greis ließ ihre Frage unerwiedert. — Du schläfst, sagte sie, schlafe traumlos, wir träumen ohnehin wachend zu viel. — Nun erhob sie sich, stellte sich hinter des Grafen Stuhl und sprach leise: — Ich will Ihnen unsere Geschichte erzählen, aber Sie müssen sich nicht umsehen, und mir erlauben, mich an Ihre Schulter zu lehnen, wenn es mich wieder meinen Willen zu sehr angreifen sollte. — Er nickte bejahend mit dem Kopfe, und sie begann:

Wir sind aus einer großen nordischen Handels-

stadt. Mein Großvater war ein sehr reicher Kaufmann und sein einziger Sohn sollte es auch werden; der hatte aber keinen rechten Sinn für den Stand, und trieb allerlei andere Sachen, Musik vorzüglich, mit Lust. Er wurde auf Reisen geschickt, kam nach Italien, verliebte sich in ein Mädchen von Albano und heirathete sie gegen des Vaters Willen, der aus Aerger darüber starb. — Da liegt viel Weh darin, aber wer kann dafür, daß er liebt; das muß man ja. — Der Sohn kam nun mit seiner jungen Frau, nachdem ich ihnen geboren war, zurück nach der Vaterstadt, und mußte die Handlung übernehmen. — Er setzte nur die alten Verbindungen fort und war Willens, nach und nach Alles aufzulösen, als die Mutter, die immer gekränkelt hatte, und die sich in das große Leben nicht finden konnte, aus Sehnsucht nach der Heimath starb. — Der Vater weinte, und weinte sich am Ende blind. — Mir ging es noch schlimmer; die Mutter hatte mich nach italienischer Weise aufwachsen lassen, frei und ungezwungen; ich konnte thun, was mir gefiel und lernte nur die Harfe spielen, singen, und die Wahrheit sagen. — Jetzt gab mich der Vater in eine Pension, auf Anrathen eines jungen Mannes, der Werner hieß und die Geschäfte des Hauses führte. — Ich blieb aber, trotz aller Schulzucht, die alte; sie vermochten mit aller Gewalt nicht, mich dahin zu bringen, lesen zu lernen; sie wollten mich beschämen,

aber das half ihnen erst gerade nichts; ich folgte immer nur dem, was mir gut dünkte; so hatte mich die selige Mutter erzogen und so dachte ich, wäre es meine Pflicht, mich weiter fort zu erziehen. — Die schwarzen dummen Buchstaben widerten mich an, die lebendige Sprache war mir lieber, und ich konnte mir ja vorlesen lassen, wenn ich wissen wollte, was in den Büchern stand, es kümmerte mich auch weiter nicht; ich lernte nichts, als was Natur und Gewohnheit uns lehren, und am Ende ließ man mich gehen. Ich brachte ganze Tage damit zu, im Garten herum zu laufen, oder die Harfe zu spielen. — Da nahm mich der Vater zu sich in's Haus zurück und sagte mir, ich sollte Herrn Werner, den er zum Compagnon erhoben hatte, heirathen. — Das war mir ganz recht; von Liebe wußte ich nichts, spielen wollte ich nach, wie vor, und so wünschte ich, zu heirathen, um Kinder zum Spielen zu bekommen. — Werner aber führte eine ganz andere Lebensweise ein, die mir nicht gefiel; wir mußten ein großes Haus machen und Gesellschaften geben, kurz er war der Herr, und nicht der Vater. — Ich konnte nun nicht mehr bei dem theuern Manne sitzen, ihn liebkosen und ihm vorsingen, was mir in den Sinn kam, woran er sich immer freute; sondern ich mußte in Gesellschaften gehen und mich mit andern Mädchen unterhalten, die mich noch obendrein langweilten, weil sie klug thaten und dumm waren.

Sie wollten mir allerlei guten Rath geben; da sagte ich ihnen, sie hätten selbst dergleichen nöthig, das nahmen sie übel und wir entzweiten uns; da ward ich wieder etwas frei. — Werner schalt immer mit mir, und ich fing an, ihn zu hassen, das war aber doch nur minutenweise; denn Haß war mir fremd, und ich blieb voll Liebe. — Wir reisten alle Jahre in's Bad, des Vaters wegen, und da sah ich Sie, Graf Ernst, und wurde wie umgewandelt. — Lassen Sie mich es Ihnen sagen, daß ich Sie liebe; ich verlange ja keine Gegenliebe; aber alle meine Gefühle schossen in einen Punkt zusammen, und der waren Sie, warst Du. —

Ernst wollte sich rasch umwenden — sie litt es nicht und sagte: — Bleiben Sie ruhig sitzen; ich bin gleich fertig. — Ich bin ja so kaufmännisch nicht, daß ich Liebe für Liebe verlange, obgleich ich eben so viel werth bin, wie Sie, an Seele; aber ich habe genug; doch kann ich Dir es nicht sagen, welche Freude es mir macht, Dir mein Gefühl zu gestehen. — Mir ist so wohl in diesem Augenblick. —

Sie hielt einen Augenblick inne, trat vor ihm hin und sah ihm mit einem unbeschreiblichen Blicke in die Augen. — Er blieb regungslos sitzen; denn er wußte nicht, was er thun sollte; und marterte sich mit dem Verstande, während sein Gefühl, das allein ihm das Rechte hätte sagen können, schwieg. Darauf nahm sie ihre vorige Stellung wieder ein und fuhr fort: —

Wir kamen zurück und jetzt wurde Werner mir unerträglich; er war mürrisch und scheu und auffahrend geworden, quälte mich auf alle Art und Weise, und vermied den theuern Vater so viel, wie möglich. — Eines Morgens tritt er mit einem Briefe zu uns herein, wild und verstört aussehend, wie er vorgab aus Freude, indem er so eben die glückliche Nachricht erhalten, ein berühmter Arzt in Berlin habe ihm brieflich versichert, daß er den Vater in Spaa beobachtet habe und im Stande sei, ihm das Gesicht wieder zu geben, nur müßte dieser eilen, damit die Heilung vor dem Spätherbst vollendet werde. — Wir reisten am folgenden Tage ab, der Vater, ein vertrauter Diener und ich, und sind eben in Berlin angekommen, als uns ein nachgeschickter reitender Bote erreicht, mit der Nachricht, Werner habe sich in gefährliche Geschäfte eingelassen, das ganze Vermögen des Vaters verloren, ungeheure Schulden dazu gemacht, und sich am Ende das Leben genommen. — Die Feigheit sah ihm ähnlich. — Nun hatten wir nichts mehr. — Der Vater grämte sich um meinetwillen, — denn er glaubte, ich könnte nicht ertragen, entbehren zu müssen, — so sehr, daß er gefährlich krank wurde. — Ich pflegte ihn, und hatte die Freude, ihn wieder genesen zu sehen. Dabei war mein letztes Geld fortgegangen. — Das war mir aber nicht Unrecht, ich hatte meine Harfe, und war ganz frei von allen Verhältnissen, und konnte

dem Vater und meiner Liebe zu Dir leben. — Ich erhielt uns Beide, so gut es gehen wollte; Du lebtest damals in Berlin, ich sah Dich täglich und lebte glücklich. — Da reistest Du ab, ich wußte nicht wohin, wollte Dir nach und verlor Deine Spur. — Darüber quälte ich mich so, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel, denn aus Deinem Anblick entsprang die Quelle meines Lebens; doch in meinen Fieberphantasieen schwebte Dein Bild mir deutlich vor; dadurch genas ich, aber schwach und bleich bin ich geblieben. — Da führte mich mein guter Engel hieher, und gab mir, als ich Dich wieder sah, die Kraft, Dich zu bitten, zu mir zu kommen. — Nun habe ich mich Dir gegeben, nun ist Alles gut; ich kann sterben und der Vater stirbt mit mir, wenn das geschieht, und nur der Himmel hat ein Recht auf uns. —

Sie endete erschöpft, lehnte sich fester an ihn, und drückte ihren Kopf an den seinen, so, daß ihre langen blonden Locken auf sein Antlitz hinabfielen. Er wußte nicht, was er zu dem Allen sagen sollte. — Das war ihm noch nie vorgekommen, und der Unglaube regte sich in ihm. — Er hatte viele reizende excentrische Frauen kennen gelernt, aber keine glich im Mindesten diesem Mädchen. — War sie wirklich so? — Er drehte langsam sein Haupt, um sie nicht zu erschrecken, da streiften seine Lippen die ihren. Unbewußt ließ er sie dort ruhen, heftig wallte das Blut

durch seine Adern; nie gekannte Schauer durchzogen ihn; endlich trat das Bild seiner Geliebten ihm plötzlich vor die Seele; er erwachte aus dem Taumel, und riß sich nur mit Mühe von Herminen los; sie hatte sein Haupt umfaßt, und drückte ihm unzählige Küsse auf Stirn, Augen und Lippen. — Besinnungslos stürzte er aus der Thür. — Fliehe nur, rief sie ihm nach, Du liebst mich, Du hast es mir mit heißen Küssen gestanden; Du mußt wohl wiederkehren. —

Einen Augenblick blieb er draußen stehen, um sich zu erholen und Herr seiner Gedanken zu werden; da hörte er, wie der Vater im Schlafe wimmerte: Wehe! wehe! mein Kind! und wie Furiengeißeln trieben diese Worte den Jüngling von dannen.

3.

Als Ernst auf seinem Zimmer zur Besinnung kam, fühlte er lebhaft, wie unrecht er gehandelt habe und doch sprach wieder etwas in seinem Inneren für ihn; er hatte ja nur ihre Küsse geduldet, er hatte sie nicht erwiedert, warum sollte er denn dem armen unglücklichen Wesen nicht die Seligkeit gewähren; sie hatte ja nichts auf der Welt, als die Liebe zu ihm. — Diese und ähnliche Gedanken durchkreuzten sein Inneres, und wiewohl er so sich selbst zu beschwichtigen suchte und zu beruhigen vor Vorwürfen, die sich in seinem tiefsten Inneren regten, so wollte es ihm dennoch nicht gelin-

gen. — Das Gemüth ist der strengste und rechtschaffenste Richter, der Anwald, Verstand, kann es doch nicht bestechen; kurz und entscheidend, wie die Gesetze der zwölf Tafeln im alten Rom, spricht es Verbot und Strafe aus. — Man entgeht ihm nicht. —

Erschöpft warf sich der Graf auf's Sopha, da fiel ihm ein versiegelter Brief in die Augen, der auf dem Tische lag. — Es war ein Schreiben von seiner Braut. — Er ergriff es zitternd, und wagte nicht, es zu öffnen. — Endlich erbrach er unwillkührlich und mechanisch das Siegel; aber aus den bekannten Zügen trat ihm nichts, als das Bild seiner Marie vor die Augen; sein Vergehen ward ihm immer klarer und zum ersten Male waren ihm die von ihrer Hand geschriebenen Züge unangenehm. Der Brief enthielt nur wenige Zeilen mit der Bitte, sobald als möglich zu ihr zu kommen, da sie sich unwohl fühle, und sich nach seiner Gegenwart sehne. — Jetzt sah er deutlich, was er zu thun habe, und beschloß, mit dem anbrechenden Tage abzureisen. — Er entließ seinen Bedienten mit der Weisung, Alles für den nächsten Morgen bereit zu halten und suchte sein Lager auf, um noch einige Stunden zu ruhen.

Aber der Schlaf floh seine brennenden Augen. — Herminens Bild trat ihm immer vor die Sinne, und trotz aller Anstrengung war er nicht im Stande, es zu verscheuchen und dagegen Mariens Antlitz in seiner

Phantasie zu gestalten. — Er sann nur darüber nach, welche Pflicht er gegen die letztere ausüben sollte, und faßte den Entschluß, ihr klar und bestimmt mitzutheilen, wie es ihm gegangen sei mit ihr, und daß er sie nie lieben könne. — Mit der ganzen Heftigkeit der Jugend sprang er auf, zündete Licht an, und eilte an den Schreibtisch; da fiel ihm plötzlich ein, daß das wunderliche Wesen ja nicht lesen könne. — Unmuthig löschte er das Licht wieder aus, und schlich langsam zu seinem Lager zurück, wo sich bald darauf der Schlaf seiner bemächtigte. —

Es war heller Tag, als er erwachte. — Sein Bedienter hatte Alles für die Abreise besorgt. — Wie uns oft im Leben das Nächstvergangene am schnellsten entrückt wird, gerade da, wenn es Bedeutungsvolles mit sich trug, so war es auch hier der Fall. — Alle seine Gedanken waren auf Marie gerichtet und erinnerte er sich auch wohl der armen Hermine, so war dies doch immer von der Freude begleitet, jetzt wieder ganz Marien anzugehören; wie die Meereswelle den Sand des Ufers, so schien ihm jede Secunde, in der er sich weiter von der ersteren entfernte, einen Theil seiner Schuld hinwegzuspülen und mit sich fortzutragen in das Meer der Vergangenheit. —

Er fand Marien an einem zehrenden Brustübel leidend; die Aerzte hatten ihr eine Reise nach dem wärmeren Italien angerathen und Ernst entschloß sich, sie

zu begleiten. Um ganz an sie gekettet zu seyn, ließ er sich kurz vor der Abreise mit ihr trauen. —

4.

Marie erlangte bald unter Welschlands schönem Himmel ihre völlige Gesundheit wieder. — Es gefiel Beiden so wohl daselbst, daß sie beschlossen, erst nach zwei Jahren wieder nach Deutschland zurückzukehren. — Der bestimmte Zeitraum war beinahe verflossen; Marie hatte während dessen einen holden Knaben geboren. Das glückliche Paar brachte den letzten Sommer in Albano zu. —

Eines Abends saßen sie unter einer Weinlaube, und spielten mit den Kindern. — Da trat die Tochter der Hauswirthin auf sie zu und erzählte ihnen als eine Neuigkeit: — Haus und Vigne gehörten vor mehr als fünf und zwanzig Jahren einer Wittwe, die eine einzige Tochter hatte. Diese heirathete einen jungen Deutschen und zog mit ihm in sein Vaterland. Die Wittwe starb einige Jahre nachher; Niemand machte Ansprüche auf das Besitzthum, und die Gerichte sprachen es meinen Eltern als den nächsten Erben zu. — Heute ist plötzlich die Enkelin hergekommen; eine schlanke bleiche Gestalt; äußerlich kalt wie eine Deutsche, innerlich heiß wie wir. — Sie hat nur darum gebeten, einige Tage hier verweilen zu dürfen, und will dann weiter ziehen; sie spricht wenig und singt

desto mehr und spielt auf der Harfe; ach, so schön, daß es einem die Thränen in die Augen treibt, wiewohl man es nicht versteht. — Ihr versteht es gewiß; sie hat sich eben auf der Bank am Hause hingesetzt, hört nur, sie stimmt die Harfe! —

Ein ungeheurer Schauder ergriff Ernsten; wer konnte es anders seyn als Hermine; ihre Mutter war aus Albano, die ganze Beschreibung traf zu; er wollte sich erheben und mußte vom innerlichen Grauen wie angekettet sitzen bleiben. — Da hörte er die wohlbekannte Stimme singen:

Adler sind meine Gedanken!
Flattern hoch in der Lüfte
Bläulichem Meer!
Streifen im Fluge die himmlischen Schranken,
Adler der Lüfte sind meine Gedanken,
Fassen die Beute so stolz und hehr.
Aber das Opfer so grausam zerrissen,
Fliehendes Leben verkündend im Schmerz —
Mußt' es verhehlend am Ende doch wissen,
Daß es das eig'ne verblutende Herz.

Schwäne sind meine Gefühle!
Theilen still jener Tiefen
Wogende Nacht!
Singen im Tode die sonnige Schwüle;
Singende Schwäne sind meine Gefühle,
Klagen um Strahlen versengender Pracht! —

Aber die Gluthen, die sie beweinen
Lieblich umhüllend in Tönen ihr Grab,
Ziehen, verglimmend in zögernden Scheinen
Töne und Schwäne zur Tiefe hinab. — *)

Sie war es, die arme, unglückliche Hermine. Wenn je ein weibliches Wesen ihre Bestimmung verfehlt hatte, so war sie es. — Schweigend und langsam trat sie, gerade so, wie damals, als Ernst sich im Wirthshausgarten ihrer angenommen, auf die Weinlaube zu. — Sie begrüßte den Grafen und seine Gattin anfangs als Fremde, da erkannte sie ihn und eine tiefe Röthe färbte für Augenblicke ihr bleiches, leidendes Antlitz; gichterisch zuckte ihr Mund, deutliche Spuren eines ungeheuren inneren Schmerzes zeigten sich in ihren Zügen. — Marie stieß einen Schrei des Entsetzens aus und eilte mit dem Kinde fort. — Hermine bedeckte schnell ihr Gesicht mit den Händen; dann, diese langsam wegnehmend, trat sie auf Ernst zu und sagte: Endlich gefunden! Unterdessen starb der arme Vater aus Gram über sein unglückliches Kind, da war mir, als ich vergebens und vergebens suchte, das Leben endlich so gar nichts werth, daß ich mich lautlos Allen Preis gegeben hätte, die mich verlangten, wenn mich nicht die Berührung jedes Mannes, seit-

---

*) Das hier mitgetheilte Gedicht ist nicht von dem Verfasser dieser Erzählung.

dem du flohst, schaudern machte. — Ach! ich hätte so gern in ihren Küssen Deine wieder gefunden, um nur noch einmal jenen seligen Abend wieder durchzuleben, denn Du bliebst ja verschwunden, aber meine Lippen waren verdorrt, seitdem Du sie nicht wieder berührtest. — Ich Wahnsinnige! — Das war Dein Weib und Dein Kind, fuhr sie fort. — Gott segne sie mit dem Segen, den er mir verweigert hat, — und Dich auch — setzte sie mit bebender Stimme hinzu. — Die letzten Laute waren kaum vernehmlich; sie führte die Hand zum Herzen, und sank dann plötzlich todt zur Erde nieder. — Der Engel Gottes hatte schnell, aber segensvoll ihre Seele in das Reich des Friedens geführt. —

Ob Ernst fernerhin ruhige Tage verlebte? die Frage mag sich jeder selbst beantworten, dem ein Herz im Busen schlägt. —

Die schöne Jüdin.

Historische Erzählung.

1.

Ein glänzendes Fest hatte die ersten Männer und Frauen des Reiches an den Hof des tapfern, prachtliebenden Alphons, des Achten seines Namens, Königs von Castilien und Leon, gezogen. — Alles gab sich im prächtigen Herrscherpallast zu Toledo der rauschenden Freude hin, nur Manrique von Lara, der einzige Günstling des jugendlichen Fürsten, stand in sich versunken, an eine Säule gelehnt, und sein ernstes Angesicht verkündete, daß seine Seele keinen Antheil nehme an der ringsum herrschenden Fröhlichkeit. —

Da weckte ihn plötzlich eine freundliche Stimme aus seinen Träumen. — Er schlug seine Augen auf, um den unzeitigen Störer ernst anzuschauen; doch schnell milderte sich sein Blick. Es war sein Herr und Gönner, der vor ihm stand. — „Was fehlt Dir, Manrique?" fragte dieser mit theilnehmender Stimme.

Du, der lebensfroheste meiner Freunde, bist heute vor Allen stumm und verschlossen, und keins von den leuchtenden Frauenaugen, die hier, strahlenden Sonnen gleich, die hellen Kerzen verdunkeln, vermochte Dir ein freundliches Lächeln abzugewinnen.“ — „Nur Eine strahlt in die Nacht meines Lebens,“ versetzte Manrique, „und diese Einzige, mein Licht, meine Sonne, hat sich abgewandt von mir. — Diana ist mir ungetreu; sie gab mich auf, um Alvar de Lunes desto sicherer zu fesseln.“ — „Deine Eifersucht verblendet Dich, mein Freund,“ fiel ihm Alphons in die Rede. — „Verzeiht, mein König und mein Herr,“ erwiederte der Ritter, „ich bin dessen seit heute Morgen nur zu gewiß. So sehr auch mein stolzes Herz darob verblutet, ich darf nicht länger zweifeln; denn das seltsamste und geheimste, aber sicherste Mittel hat mich davon überzeugt, und mir zugleich ein so wunderbares Räthsel aufgegeben, daß mein träumerisches Wesen wohl zu entschuldigen ist, da es aus doppelter Quelle entspringt.“

Neugierig blickte ihn der König an, und Manrique sagte nach kurzer Pause: „Ich lese Deinen Befehl auf Deiner erhabenen Stirn, aber was meine Seele erfüllt, ist ein zu bedeutendes Geheimniß, als daß ich wagen dürfte, es hier zu offenbaren, wo es leicht das Ohr eines unberufenen Lauschers erreichen könnte. Es möge mir mein Fürst gestatten, Morgen in der Frühe, wo mich der Dienst an sein Lager ruft,

es ihm anzuvertrauen, und mir bis dahin erlauben, meiner trüben Laune nachzuhängen. Alphons nickte gewährend, und Manrique verlor sich in der Menge.

Das Fest dauerte bis tief in der Nacht, doch der König nahm nicht mehr so regen Antheil. Des Günstlings Worte hatten ihn so sehr gespannt, daß er früh die Einsamkeit seines Lagers suchte; aber die Ruhe floh ihn, und als am andern Morgen die ersten Strahlen der Sonne den herrlichen Pallast zu Toledo umglänzten, fanden sie ihn noch wach, und Lara bereits zu den Füßen seines Bettes sitzend, um seine Ungeduld zu befriedigen.

„Ich hatte gegründete Ursachen," hub dieser an, „zu vermuthen, daß die Neigung meiner Dame für mich erkaltet sei. Mein alter Diener Lorenzo, dem ich meine Furcht mittheilte, schlug mir ein eben so kurzes, als sicheres Mittel vor, die Wahrheit zu erforschen. Er sagte mir, daß sich in den Mauern dieser Stadt ein gelehrter Jude aufhalte, der die Kunst besäße, mich einen tiefen Blick in das Herz meiner untreuen Geliebten thun zu lassen. Ich wankte, als ein guter Christ, ob ich zu den Feinden meines Glaubens und Heilandes meine Zuflucht nehmen dürfte, doch endlich gelang es dem Alten, mich zu überreden, und ich ließ mich zu dem wunderbaren Manne führen. Nachdem ich nicht ohne inneres Unbehagen mehrere langweilige und unerfreuliche Ceremonien überstanden

hatte, die mir eben so dunkel als unbequem waren, wurde ich vor einen Spiegel geführt, den der Jude nach Aussprechung mehrerer fremd klingender Wörter enthüllte. Da sah ich, noch wallt das Blut in meinen Adern auf, wenn ich daran gedenke, meinen Todfeind Alvar in der zärtlichsten Unterredung mit der Dame meiner Gedanken begriffen. — Ich stürzte wüthend auf den Spiegel zu, Alles verschwand vor meinen Augen, und sinnlos fiel ich zu Boden."

„Und Du glaubst, daß hier keine Täuschung Statt finde?" unterbrach Alphons den Ritter; „Du siehst nicht ein, daß sich Dein Diener mit dem Juden verstand, um Dich aus irgend einer eigennützigen Absicht der Dame Deines Herzens abwendig zu machen?" —

„Dasselbe und mehr noch!" sagte ich grübelnd zu mir selbst," versetzte Manrique, „aber eine so gemeine Täuschung ist hier unmöglich, mein König und Herr. Lorenzo, der mit meinem Vater aufwuchs, und in unserem Hause eher für einen Verwandten als für einen Diener gilt, ist mir zu sehr ergeben, um sich auch nur das Mindeste dieser Art zu gestatten. Hätte er etwas gegen meine Verbindung mit Donna Diana, so stand es ihm zu jeder Stunde frei, offen mit mir darüber zu reden; aber es war selbst sein heißester Wunsch, mich mit ihr vereint zu sehen. Obendrein erblickte ich in einem Spiegel, vier Zoll hoch, und eben so breit, Alvares und Diana in Lebensgröße,

nicht starr und unbeweglich, sondern so beseelt in jeder Miene, jeder Regung, daß ich mir unmöglich einbilden kann, andere als übernatürliche Kräfte vermögen so etwas hervorzubringen.“

„Du bist ein Castilianer,“ entgegnete Alphons, „und kannst nicht täuschen wollen, wohl aber Dich täuschen lassen; die Leidenschaft hat Dich geblendet, und Du warst zu lebhaft ergriffen, um ruhig untersuchen zu können. Ich, Dein Herr und König, will Dich enttäuschen. Rufe Deinen jüdischen Zauberer auf der Stelle zu mir, er soll mir ein lebendes Bild zeigen, oder eine solche Züchtigung erleiden, daß ihm die Lust zu dergleichen Gaukelspiel für's Erste vergeht. Sogleich soll er kommen, damit ihm nicht die Zeit gelassen werde, seinen Betrug vorzubereiten. Geh, mein Freund, und kehre nicht ohne ihn zurück.“

Manrique gehorchte. — Alphons hatte sich unterdessen von seinem Lager erhoben, und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab. Da meldete der Kämmerling nach einer halben Stunde den Ritter de Lara an. — „Bringst Du ihn?“ rief Alphons diesem schon bei dem Eintreten entgegen. „Er harrt Deines Winkes im Vorzimmer.“ — „Und ist ein Rabbi?“ unterbrach ihn der König. — „Ein Rabbi,“ erwiederte Manrique. — „Und fürchtet sich nicht, vor dem mächtigsten Könige der Christenheit, dem Feinde aller Unchristen, zu erscheinen?“ — „Er war sogleich

bereit, mit mir zu gehen, und zu thun, was Du ihm befiehlst, doch nur unter einer Bedingung.“ „Und die wäre?“ — „Die Könige,“ so redet er, „sind hier auf Erden die Ersten der Menschen; wollen sie aber mit höheren Wesen in Verbindung treten, so sind sie nichts mehr, als jeder andere Mensch; sie müssen sich daher eben so gut Allem unterwerfen, was dazu dient, sie für die Eindrücke der Geisterwelt empfänglich zu machen. Will es Dein Fürst unweigerlich, so findet er mich bereit; wo nicht, so gestatte er, daß sich der Rabbi Ruben Bar Jacob aus seinem Pallaste entferne.“

„Ich werde ihm den Weg zu aller Entschuldigung versperren,“ antwortete der König. „Führ' ihn herein, den Fürsten lege ich ab, aber der Mann bleibt; das sage ihm.“

Der Jude trat ein. Eine hohe Gestalt mit blitzendem Auge. Ein fast bis an den Gürtel reichender dunkler Bart, der sich auch über der Oberlippe hinzog, verbarg die feineren Züge des übrigens wohlgebildeten Gesichts, die den Menschenkenner so leicht mit der Seele bekannt machen, deren Hauptleidenschaft, diese Züge in einem bewegten Leben, wenn auch nicht erschaffen, doch ausbilden. Er verbeugte sich zwar tief, doch mit einem gewissen Stolze vor dem Könige, und erwartete ruhig dessen Anrede.

Alphons maß ihn mit den Augen, und sagte dann:

„Du rühmst Dich großer Dinge, Jude; kannst Du wirklich vollbringen, was Du verheißest?“ — „Die Thorheit bläht das Herz auf, und der Mund läuft über, aber die Weisheit ist die Mutter der Demuth,“ entgegnete der Rabbi. — „So zeige, was Du kannst,“ befahl Alphons. Der Jude sah den Ritter de Lara, ohne ein Wort zu äußern, fragend an; doch noch ehe dieser antworten konnte, rief Alphons heftig: „Ich unterwerfe mich Allem, was nicht gegen meine Ehre und meinen Glauben geht; schnell an's Werk.“

Der Rabbi zog jetzt einen Kreis mit den Fingern durch die Luft, hieß den König und seinen Günstling in die Mitte des Zimmers treten, mit nackten Füßen, sprach dann eine Beschwörungsformel, und zog darauf einen kleinen Metallspiegel, von vier Zoll in's Gevierte, hervor, mit dem er Beider Stirn berührte. Diesen Spiegel stellte er nun auf ein Tischchen, und sagte: „Im Kleinen liegt Großes; im Keim der Baum, im Baum der Wald, im Wald die Decke der Erde. Blicke hinein, mein Herr und König, rufe dreimal Aziel Episarach, und befiehl, was Du sehen willst. — Willst Du aber Deinen Diener, den Ritter, würdigen, mit hinein zu blicken zu gleicher Zeit, so gestatte ihm, daß er Deiner Hand Rückenfläche auf sein Herz lege.“ — Darauf ging er in ein Nebenzimmer, und ließ Beide mit dem Zauberspiegel allein zurück.

War es nun des Rabbinen kaltblütiges Wesen, oder die von ihm in Ausübung gebrachten Feierlichkeiten, was einen solchen Einfluß ausübte, Alphons fühlte, daß ihm ein leichtes Schaudern anflog. Doch ermannte er sich, und sagte zu seinem Gefährten: „Haben wir einmal die Geister heraufbeschworen, so soll es uns nicht allein Nutzen, sondern auch Vergnügen bringen. Tritt her zu mir, daß ich meine Hand auf Dein Herz lege, und dann, Freund Spiegel, habe die Güte, uns das schönste Weib Spaniens zu zeigen."

Manrique trat neben seinen Herrn, und Beide schauten nun mit starrem Blick auf das geschliffene Metall. Bald wurde der Spiegel trübe, es schien, als ob leichte Wolken darüber hinzögen; sie vertheilen sich allmählig, und nun zeigt sich dem Auge der Ueberraschten das schönste weibliche Wesen, das je die Erde betrat. Von einem hellen Lichte umflossen, sah man in dem Spiegel, der ein gewölbtes Zimmer in natürlichen Verhältnissen zu umfassen schien, eine Jungfrau von ungefähr siebenzehn Jahren. Sie erschien sitzend, mit Lesen beschäftigt. Nach einigen Sekunden erhob sie sich, und verschwand langsam, den beiden Männern hinreichend Zeit lassend, ihre holden Augen, ihre schlanke Gestalt, und ihr überhaupt reizendes Wesen zu bewundern. Der Spiegel trübte darauf sich von Neuem, leichte Wolken zogen wieder darüber hin, und

bald darauf warf er, wie jedes andere geschliffene Metall, nur die wirklichen Gegenstände zurück. —

Alphonsens Verachtung des Juden war urplötzlich in die tiefste Verehrung übergegangen; das hatte er nicht erwartet. Ihm war zu Muthe, erzählt der alte Chronikenschreiber, wie Einem, der zum ersten Male aus der dunkeln Klosterschule in das Treiben der lebhaften Welt tritt. Tausend Bilder bestürmten seine Seele. Eines aber überwand alles Andere, und nahm so mächtig seine Seele ein, daß er kaum im Stande war, dem Marquis zu befehlen, den Rabbi wieder herein zu rufen.

Dieser erschien. Mit derselben Ruhe und Kälte, mit der er das Zimmer verlassen hatte, trat er wieder zu dem Könige, verbeugte sich und erwartete dann gelassen dessen Anrede. — Der König nahm jetzt einen andern Ton ihm gegenüber an; ein Fremder würde geglaubt haben, sie hätten die Rollen gewechselt. „Du weißt, wen ich gesehen habe, weiser Rabbi?“ fragte er. — „Das schönste Weib Deines Königreiches,“ war die Antwort. „Und mein Königreich birgt wirklich ein so göttergleiches Wesen, strahlender als die Sonne am azurnen Himmelszelt?“ — „Ja, mein Fürst.“ — „O, laß sie noch einmal in dem geweihten Spiegel erscheinen; laß mich noch einmal sie sehen in ihrer ganzen Lieblichkeit, und ich will Dich fürstlich beloh-

nen.“ — „Und wenn Du mir alle Schätze der Welt geben wolltest, und wolltest mir pflastern den Weg nach Jerusalem mit Edelsteinen, so vermöchte ich doch nicht, Deinem Wunsche zu willfahren. Der Spiegel, ein Eigenthum des hochweisen Salomon Melach, zeigt nie dasselbe Bild zum zweiten Male. Befiehl' was Du willst, und jedes Andere soll Dir sich zeigen, nur dieses nicht; das herhorzubringen, liegt jenseits der Grenzen irdischer Macht.“

Also der Jude. Wolken des Unmuthes bedeckten bei seinen Worten Alphons Stirn. „So werd' ich sie niemals wiedersehen?“ rief er leidenschaftlich aus. „Was ist, ist nicht unmöglich,“ erwiederte Ruben. „Sie lebt — Sie lebt,“ unterbrach ihn Alphons. „Wo weilt sie, führe mich zu ihr.“ „Wie würde sich das ziemen,“ entgegnete der Rabbi, „Du zu ihr, Du, der König, zu dem niedrigsten Weibe Deines Landes.“ — „Wer ist sie, wie lautet ihr Name?“ — Sie ist eine jüdische Waise, Rahel mit Namen, und lebt vor den Thoren dieser Stadt. Ist es aber dein Wille sie zu sehen, so gieb mir Dein Bild, und morgen soll sie selbst Dir es überbringen.“

„Manrique trug als Zeichen der Gunst seines Fürsten eine Kette mit dessen Bildniß. Der König riß sie von seinem Halse, und übergab sie dem Rabbi. — Ein eigenes seltsames Lächeln zuckte durch die Gesichtsmuskeln desselben, als er das Bild empfieng. „Wenn

Du mich täuschtest, Jude, wehe dir!" rief Alphons ihm drohend zu. „Ich täusche Niemanden," entgegnete dieser, „aber der Erdgeborne täuscht sich nur zu leicht selbst." Er verließ das Zimmer und Alphons und Manrique blieben in gespannter Erwartung zurück.

2.

Ruben hatte nicht zu viel verheißen. — Der Spiegel war ein getreuer Maler, aber kein Schmeichler, demnach blieb sein Bild weit hinter dem Urbilde zurück. — Rahel erschien vor dem Könige als eine Bittende, denn so hatte sie ihr weiser Vormund unterrichtet. Ein schönes Weib, das da bittet, befiehlt. Sie sank zu den Füßen des Monarchen nieder, und beschwor ihn, sein Bild anzunehmen. Alphons war überrascht; so viele, so große Schönheit traf sein Herz, und von diesem Augenblicke an war die schöne Jüdin der Herrscher von Castilien und Leon. — Der König legte willig Scepter und Krone in ihre Hände, sie fesselte ihn mit Rosenketten, aber diese Rosenketten drückten sein Volk schwerer, als die schwersten eisernen Fesseln des grausamsten Tyrannen.

Alphons scheute sich nicht, die schöne Jüdin, die sich ihm willig hingab, überall im Triumph mit sich herum zu führen. — Er verlangte, daß das Volk ihr gleiche Ehre mit ihm erzeigen solle, und das Volk

gehorchte, aber murrte. — Nicht so die stolzen Großen des Reiches. — Sie sammelten sich um die Königin, Alphonsens rechtmäßige Gemahlin, und beschworen diese, Alles aufzubieten, um solche Schande von ihrem Herrn, von sich, von dem Reiche abzuwenden. Die Königin, ein schwaches, aber beharrliches Weib, gelobte es, und machte einen Versuch, wie ihn nur die Seele großherziger Frauen erdenken kann, aber auch dieser Versuch scheiterte. —

Es war, erzählt unser alter Chronikenschreiber in seinem einfachen, herzlichen Ton, an einem Sonnabend gegen Abend, als Alphons von Manrique begleitet, dem einzigen Grande, der ihm treu geblieben war, denn die Anderen hielten sich unter allerlei Vorwänden von der Person des Königs fern, in seinen Pallast zurückkehrte. — Mit hastigem Schritt eilt er die hohen Stufen hinan, um sich in seine Zimmer zu begeben, denn die Sehnsucht nach der Geliebten hatte ihn seinen Ritt in das Freie abkürzen lassen, nicht bedenkend, daß Rahel gerade diesen Tag für sich behielt, um ihn ihrem Glauben ganz zu weihen, und sich erst spät Abends zu dem Könige zu begeben pflegte, wenn die Sterne am Himmel funkelten, und die Sonne längst zur Ruhe gegangen war. Als der König sein Vorzimmer erreichte, tönte ihm folgende Romanze entgegen:

Frische Rose, frische Rose,
Lieblich blühend und voll Lust.
Gleichst du doch der Dornenkrone,
Für die Schmerz erfüllte Brust.

Deine rothen Blätter fallen,
Deine Dornen bleiben nur,
War so froh, als wir dich fanden,
Jetzt ist mir das Herz so wund.

Als ich dich zuerst umarmte,
Mein geliebtes, einz'ges Herz,
War ich froh, doch ach, ich harrte
Lange Zeit, seitdem voll Schmerz.

Streiftest ab die zarten Blätter,
Und ich fühle nur die Dornen.
Zogst Dich fern ab, immer ferner,
Ich bin einsam und verloren.

Erstaunt öffnete Alphons die Thüre, aber wer malt sein Erschrecken und seinen Zorn, auf der gewohnten Stelle saß nicht Rahel, sondern die Königin, seine Gemahlin. Sie ließ die Laute fallen, und sank ihm, in tiefes Weinen ausbrechend, zu Füßen. Ergrimmt trat er einige Schritte zurück, und winkte Manrique, die Gattin aufzuheben. — Dieser that es, und geleitete sie ehrfurchtsvoll zu einem Sessel. — Sie blickte ihn schmerzerfüllt an, und bat ihn mit leisen Worten, sich zu entfernen. Alphons, der jede ihrer

Bewegungen beobachtete, herrschte dem Ritter zu: „Du bleibst, Manrique, vor seinem treuesten Freunde hat der König kein Geheimniß.“ Darauf fuhr er, sich zu der Königin wendend, fort: „Was führt Euch zu dieser Stunde in Eures Herrn innerste Gemächer, und warum vermisse ich Eure Frauen in Eurer Umgebung? Allein seid Ihr gekommen, Senora; Kastiliens Herrscherin darf nicht allein seyn, nur in ihrem Gemache ist ihr das verstattet. Rufe deiner Herrin Damen, Manrique.“ —

Der Ritter gehorchte. — Die Königin sammelte ihre ganze Kraft, und sank vor ihrem Gatten zum zweiten Male nieder, als der Ritter das Zimmer verließ. „Die Königin darf nur vor Gott und ihrem Erlöser knieen,“ sagte Alpons kurz und wandte sich von ihr ab. „Was soll das, Fürstin?“ „So hab' ich gänzlich Eure Neigung verloren, mein Herr und Gemahl,“ flehte sie. — „Ich werde der Königin geben, was der Königin gebührt, und habe es ihr nie entzogen,“ entgegnete er. — „Aber Euer Herz hat jene Schlange umstrickt, und es mir für immer geraubt.“ — „Von wem redet Ihr, Herrin?“ „Von ihr, von ihr, der schändlichen Gottverfluchten, von der Jüdin, die Euch mit Zauberkünsten umwoben hat, die — „Bei diesen Worten trat Alphons ergrimmt auf sie zu, und ließ ihr nicht Zeit auszusprechen, was sie dachte. — „Eure Rechte, Königin, sind nicht ge-

schmälert worden, durch sie, die Ihr zu lästern für gut findet," rief er mit rollenden Augen — „aber ich schwöre Euch bei der Ehre Eures Herrn und Königs, noch ein solches Wort aus Eurem Munde, und die Krone schwankt auf Eurem Haupte." — „Ich bin eine geborne Fürstin," sagte sie stolz, und erhob sich, „ich werde die Krone auf meinem Haupte zu halten wissen, und zu beschützen vor jeder kirchenräuberischen Hand, die sich darnach ausstreckt.

Manrique trat wieder ein, und meldete, daß die Damen im Vorzimmer harrten. Der König faßte seine Gemahlin bei der Hand, und geleitete sie ehrfurchtsvoll, aber schweigend, an die Thür. Hier übergab er sie ihren Frauen, die sie umringten und fortführten. Wie eine Träumende folgte sie ihnen, in halber Bewußtlosigkeit. Wer ermißt den Schmerz eines liebenden gekränkten Herzens?

„Was will diese Thörin?" rief der König, als sie das Vorzimmer verlassen hatte. „Sie hat ihre Pflicht gethan, und erhalten, was ihr zukam. Der Staat verlangte Erben seines Fürsten, aus fürstlichem Geblüte erzeugt. Sie ward gewählt, und gab mir zwei Söhne. So ward der Pflicht genügt. Ich gab ihr meine Hand, aber nicht mein Herz."

Rahel trat ein, strahlend vor Schönheit. „Dort kommt die Gottheit meiner Seele!" rief Alphons, und eilte ihr entgegen. Sie wußte bald den Unmuth, den

die sich leise regenden Gewissensbisse in seiner Seele erweckt hatten, zu verscheuchen, und er vergaß in ihren Armen bald Alles, nur der Liebe nicht. —

Als er am anderen Morgen wonnetrunken erwachte, und sich entzückt in ihren Augen sonnte, und mit ihren Locken spielte, unterbrach ihn ein lautes Geräusch vor der Thüre seines Gemachs. Der treue Manrique weigerte sich mit lauter Stimme, seinen Herrn stören zu lassen. Alphons erhob sich und eilte selbst in das Vorzimmer, wo er einen Diener der Königin traf, der folgenden Brief in den Händen hielt:

„Die Königin hat zu deutlich eingesehen, daß sie im Pallaste zu Toledo nur dem Scheine nach Königin ist. Eingedenk der Würde ihres Gemahls, und ihrer eigenen Würde, verläßt sie, der Gewährung ihres Herrn gewiß, ihren Aufenthalt, und zieht sich nach ihrem Wittwensitze, dem Schlosse von Oreja zurück. Sie empfielt ihren Gemahl dem Schutze ihres Herrn und Heilandes Jesu Christi!"

„Sage deiner Dame, ich lasse ihr glückliche Reise wünschen, und bäte sie, Jeden und Jede mitzunehmen, denen es, wie ihr, nicht länger im Pallaste gefiel!" rief Alphons, nach Lesung jener Zeilen, dem Diener zu, der sich schweigend zurückzog.

Noch an demselben Tage war der Pallast wie ausgestorben. Alle Großen des Reiches, den einzigen Manrique ausgenommen, folgten ihr, und nur solche Personen, die der Dienst an ihren Fürsten oder den Pallast fesselte, blieben in demselben zurück. Alphons sah es gleichgültig mit an. So sehr er auch früher sich um die Liebe seines Volkes bekümmert, und sich nach dem Urtheil desselben gerichtet hatte, so wenig kümmerte er sich jetzt darum, und es gelang dem schlauen Ruben bald, vermittelst seines Werkzeugs, der schönen Rahel, der Alphons unbedingt ergeben war, unumschränkte Herrschaft über den König auszuüben. Alphons, in seinem Glauben schwankend, denn was vermag die Liebe nicht, wenn sie mit der Sinnlichkeit Hand in Hand geht, glaubte nur der Gerechtigkeit des Himmels zu genügen, indem er das verstoßene Volk der Juden wieder zu Ehren brachte, und ihm, durch Rubens Rath geleitet, der ihm bald eben so unentbehrlich wurde, wie seine reizende Schülerin, selbst den Vorrang vor seinen christlichen Unterthanen gab. In Kurzem waren Handel und Zölle gänzlich in den Händen der gewinnsüchtigen Hebräer. Castilien und Leon erseufzten unter der Last der von ihnen herrührenden Bedrückungen; aber keine Klage gelangt zu den Füßen des Thrones; selbst der leiseste Versuch wird mit Hochmuth und Verachtung zurückgewiesen, Alles, was dem Könige vorgelegt werden sollte, ging durch

die Hände der stolzen Rahel, und dieses eben so verschmitzte als schöne Weib wußte den schwachen Fürsten dergestalt zu umstricken, daß nichts ohne ihren Willen geschah. Alphons, in träger Ruh zu Toledo verweilend, verließ die Stadt nur, um den Freuden der Jagd nachzugehen, denen allein die wollüstigen Genüsse der Liebe in Rahels Armen auf kurze Zeit wichen. Bei Tage, wie bei Nacht, von Juden und Jüdinnen umgeben, wurde er gänzlich seinem Volke entfremdet, wenn es diesem möglich gewesen wäre, den geliebten Herrscher, den es in früheren Zeiten, seiner Tapferkeit und Leutseligkeit wegen, anbetete, auch nur einen Moment aus den Augen zu verlieren. Es erwartete, ohne zu murren, ruhig die Zeit, wo er, von Genüssen gesättigt, und von der Leidenschaft, die ihn irre leitete, befreit, von selbst wieder zur Ausübung seiner Pflichten zurückkehren würde. —

Ein Jahr verfloß jedoch nach dem anderen, ohne die geringste Aenderung in der Weise des Fürsten mit sich zu führen, ohne dem leidenden Volke auch nur die mindeste Erleichterung zu verschaffen. Unglück häufte sich auf Unglück, und die Ursache von Allem war jenes stolze, ketzerische Weib, das seine Herrschaft täglich durch die Befriedigung neuer Launen, die der schwache König nur zu willig gewährte, fester stellte. — So schwanden sieben volle Jahre, und noch hielt die Geduld der Castilianer Probe.

Die Feinde des Königreiches aber wußten die unkriegerische Ruhe des Herrschers von Castilien und Leon wohl zu benutzen. Die früher von ihm so glorreich besiegten Mauren, denen jetzt volle Zeit gelassen war, sich von Neuem mächtig zu rüsten, fielen von allen Seiten in das Land ein. Die Statthalter der festen Plätze, von aller Hülfe entblößt, und ohne Hoffnung auf solche von Seiten ihres unthätigen Königs, leisteten nur schwachen Widerstand. Auf dem flachen Lande mußte sich das Volk der maurischen Herrschaft unterwerfen, und sich damit begnügen, in seiner Noth den Himmel anzurufen, daß er den geliebten König von den Banden des gottverfluchten, ihn umstrickenden Zaubers befreie. Aber der Himmel schien eben so langmüthig zu seyn, wie die Castilianer selbst, und der König blieb unthätig.

Alle Geduld hat ihre Grenzen. Endlich riß auch die des Volkes, und von allen Seiten bildeten sich Verschwörungen wider Rahel und die Juden. Freunde des Vaterlandes durchzogen insgeheim ganz Castilien, Leon, und den Theil von Andalusien, der dem Scepter Alphonsens untergeben war. Sie brauchten nicht erst lange die Gesinnungen der Bewohner zu erforschen, überall fanden sie ein offenes Ohr, und rüstige Hände bereit, mit Gewalt das zu erringen, was weder Klagen noch Bitten zu erreichen vermochten. Es ist eine wahre Bemerkung, daß die Revolutionen in

älteren Zeiten gegen die Tyrannei der Herrscher und ihre Person selbst, in den neuesten nur gegen die Tyrannei der Meinungen allein gerichtet waren; hier aber galt es nur einen Kampf gegen die Letzteren, der Herrscher sollte erhalten, jedoch von seinem Irrthum geheilt werden.

3.

„So sieht es leider aus in unserem armen Vaterlande, edler Herr, und der Einzige, von dem Hülfe zu erwarten ist, seid Ihr." Mit diesen Worten schloß ein silberhaariger Greis seine treuherzige Rede, und trocknete weinend die Augen. Der Sprechende war ein ehrwürdiger Diener Alphonsens, den die kluge Rahel nebst vielen Anderen von der Person des Fürsten entfernt hatte. Er hatte es nicht länger über sich vermocht, dem immer mehr zunehmenden Gräuel in Toledo ruhig zuzusehen, und in seinen alten Tagen mühselig die beschwerliche Reise nach Castilien zurückgelegt. — Hier wohnte er auf seinem Schlosse in ländlicher Ruhe, der ehemalige Erzieher des Königs, Fernando de Garcias de Castro, einer der weisesten Castilianer seiner Zeit. Zu ihm hatte sich der Alte begeben, und den Irrthum des Königs, so wie die Klagen des Volkes dem bewährten Manne erzählt. — „Verlaßt Euch darauf, Pedro," erwiederte Jener, „ich werde thun, was ich vermag, und vielleicht schon vor Euch in To-

ledo eintreffen. Ehe ich aber handle, ist es nöthig, die Gesinnung des Volkes zu erforschen; denn der gemeine Unterthan geht zu leicht zum Aeußersten über, und verwandelt nur zu schnell seine unbegrenzte Liebe in unbegrenzten Haß." — „Das Volk," antwortete Pedro, „folgt dieses Mal der Stimme seines Herzens. Es liebt den König vor wie nach, beklagt seinen Irrthum, und will weiter nichts, als die Ursachen desselben, die schändliche Jüdin, die Ketzerin, die Gott verdammen möge, entfernen." „Ich hoffe," versetzte der Ritter de Castro, „noch so viel auf das Herz meines ehemaligen geliebten Zöglings wirken zu können, daß es mir gelingen wird, ihm die Augen zu öffnen und jene freche Dirne für immer aus seinem Angesichte zu verbannen." — „Gebe Gott, daß es Euch gelinge," versetzte Pedro, „aber ich fürchte, des Volkes Stimme ist dieses Mal Gottes Stimme, und ein böser Zauber umstrickt den hochgesinnten Alphons, und bringt dem edlen königlichen Hause fort und fort Verderben." — „Ich baue auf Gott, meinen Erlöser, und auf meine Treue," entgegnete Fernando. „Unterdessen aber ruht Euch aus in meinem Schlosse von Eurer beschwerlichen Reise, in Toledo sehen wir uns, will's Gott, freudiger wieder." —

Der Ritter verließ am folgenden Tage seine Burg und begab sich hinunter in die Ebene, die sein Fuß seit acht Jahren nicht betreten hatte. Aber je mehr

er sich Toledo näherte, desto trauriger wurde seine Seele. Welcher Anblick bot sich ihm, dem treuen, tugendhaften Unterthanen dar. Er fand alle Einwohner des flachen Landes in Bewegung, um von Alphons mit Gewalt das Opfer seiner Neigung zu erlangen. Noch war der Aufruhr nicht ausgebrochen, aber es bedurfte nur eines Funkens und schnell loderte die Flamme der Empörung in die Lüfte. So traf er am Abende vor seiner Ankunft in Toledo die Einwohner eines Städtchens im vollen Zuge gegen die Hauptstadt begriffen. Er wurde erkannt und jubelnd von dem Volke begrüßt, denn überall, wo castilisches Blut in den Adern der Einwohner rollte, wurde sein Name mit Jubel genannt, seine unbestechliche Treue, Redlichkeit und Vaterlandsliebe gepriesen. — Alle umringten ihn jetzt mit Klagen, machten ihn mit ihrem Vorhaben bekannt, und baten ihn, sich an ihre Spitze zu stellen, und den Zug zu leiten. Seinem ruhigen Sinne schwebte die Gefahr vor, die dem ganzen Lande drohte, wenn kein guter Erfolg das Unternehmen des Volkes krönte. — Bewegt redete er sie folgendermaaßen an: „Freunde, Gefährten, Unterthanen wie ich, treue Bürger, was wollt Ihr thun? — Ehret den Thron, er giebt Euch Sicherheit, ehret die Irrthümer des Fürsten, den Gott zu Eurem Herrn einsetzte. Uns ziemt es nicht, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. — Wollt Ihr Castilien zum Aufruhr zwingen, unschuldiges Blut vergießen,

Eure Heimath, Euren Heerd verwüsten, und den verderblichen Saamen des Bürgerkrieges mit leichtfertiger Hand ausstreuen? — Wer steht Euch dafür, daß Ihr, wenn sich Euch feindlich Gesinnte entgegenstellen, nicht gezwungen werdet, Eure Hände mit den scheußlichsten Verbrechen zu besudeln? — Haltet ein, Castilianer, höret meine Stimme, unternehmet nichts, was nicht edel, weise und Eurer würdig wäre. Laßt mich allein zu dem Könige ziehen, ich kenne sein Herz, ich vermochte in früheren Zeiten den Strom seiner Leidenschaften zu hemmen, laßt uns beten, daß ich noch dieselbe Gewalt über ihn haben möge. Seine Liebe zum Ruhm hindert ihn nicht, auf meine Stimme zu horchen. Er wird sie wieder erkennen, wenn ich ihm Eure Klagen vortrage, und huldreich die Bitten seines alten treuen Freundes anhören." —

Also sprach der ehrwürdige Greis. — Er rührte die Herzen, aber er überredete sie nicht; der Haufen zog ruhig fort in dumpfem Schweigen, und es blieb dem Ritter nichts übrig, als der Menge voran zu eilen, und den König von der nahen drohenden Gefahr zu benachrichtigen. — Alphons, im Inneren seines Pallastes verschlossen, hatte keine Ahnung von der Unruhe, die sich unter dem Volke verbreitete. Seine bestochenen Umgebungen wußten ihm Alles, was draußen vorging, geschickt zu verbergen, und seine Augen durch Feste und die Genüsse der Wollust zu blenden. Es

war der Jahrestag seiner siegreichen Rückkehr aus den Ebenen Syriens und Aegyptens an die Ufer des Tajo, und der Andrang des Volkes schmeichelte ihn, statt ihn zu beunruhigen.

Don Fernando durchzog die Stadt. Ueberall sah er Haufen Volkes, die sich mit finsteren Blicken zusammengerottet hatten, und lebhaft, aber mit leiser Stimme etwas sehr Wichtiges, wie es schien, überlegten. Nur zu deutlich bemerkte der Ritter, daß ihm keine Zeit mehr blieb, durch Ueberredung auf die Gemüther zu wirken. Er beschleunigte daher seine Schritte nach dem Pallaste des Königs. Als er daselbst ankam, wurde er, der sonst jeder Zeit ungehindert zu seinem Fürsten gelangen konnte, an Don Manrique de Lara gewiesen, um sich von ihm die Erlaubniß zu einer Audienz auszumitteln. — Freundlich redete er denselben an, trotz der Feindschaft, die zwischen den Häusern Castro und Lara herrschte; aber Manrique wies ihn kalt mit seiner Bitte zurück, bemerkend, daß der König verboten habe, vor dem Anfange des Festes irgend einen Fremden zu ihm zu führen." — „Ich bin also auch ein Fremder geworden in diesem Pallaste?" sagte Don Fernando wehmüthig, „und der Erbe des Rodrigo Gonzalez verweigert mir den Eintritt zu demselben Fürsten, den ich zum Siege führte, zum Herrscher erzog, und in der Schlacht mit meinem Leibe deckte?"

„Es bedarf hier nicht so vieler Worte," entgegnete Manrique. „Ihr habt den Willen des Königs gehört, edler Ritter; ich kann nichts thun, als ihm gehorchen." „Aber der König ist in Gefahr," versetzte der Greis mit jugendlichem Feuer; „nicht ihm will man nach dem Leben — denn welcher Castilianer würde nicht willig für ihn den letzten Blutstropfen vergießen? — aber der frechen Jüdin, und Alphons, durch seine Leidenschaft geblendet, wagt zu viel, wenn er sie zu vertheidigen strebt. Ich beschwöre Euch, Manrique, Euch, den Erben eines so edeln Namens, Euch, dessen thatenreiche Jugend so viel erwarten ließ, führet mich zu dem Könige, seid meine Stütze, laßt einen Lara und einen Castro sich vereinen, um den Herrscher und das Volk von dem schimpflichen unerträglichen Joche, das ihnen die freche Jüdin, die Feindin des Erlösers, auflegt, zu befreien."

„Herr Ritter," entgegnete ihm Manrique gelassen, „ich schmeichle mir, daß das Blut der Lara noch rein in meinen Adern fließe; aber ich glaube nicht, daß es mir gezieme, meinem Herrn Gesetze vorzuschreiben, oder einem Weibe Krieg zu erklären. Soll dem Aufruhr des Volkes ein Damm gesetzt werden, so wird unzeitige Nachgiebigkeit nie das Mittel seyn, zu dem ich rathe; mögen die Bewohner der Gebirge durch ihre Einsamkeit unruhig geworden seyn, mögen sie von Verläumdern betrogen, sich haben hinreißen lassen, was

kümmert mich das? Es ist genug, daß ich nicht meinen Tadel offen ausspreche, und mich darauf beschränke, mein Ohr vor ihrer Furcht zu verschließen. Der König ist beschäftigt, und hat jetzt keine Zeit, Eure Herzensergießungen zu vernehmen. Sobald er sich zum Feste begiebt, so steht es Euch frei, ihn anzureden und zu versuchen, was Ihr vermöget. Mich verschont aber mit aller Theilnahme an Euren Bemühungen." — Bei diesen Worten verbeugte er sich, und verließ höhnisch lächelnd den betrübten Greis. „Niedriger Höfling!" rief dieser erschüttert aus, „so ist Alphons denn von allen Getreuen verlassen, und nur die Stimme des Schmeichlers findet den Eingang zu seinem Herzen!"

Er war im Begriff, sich zu entfernen, da trat ihm Alvar Sanez, der Kanzler von Castilien, sein alter bewährter Freund entgegen. Erstaunt, den Ritter hier zu erblicken, rief er aus: „Du zu Toledo, Du am Hofe, mein alter Freund — Du kamst zur gelegenen Stunde." — „Meinst Du das?" erwiederte Fernando. „Ich hätte geglaubt, ein treuer Diener sei hier eine seltene Erscheinung, und meine alten Augen wunderten sich, Dich noch in voller Würde Deines Amtes an diesem Hofe zu erblicken." „Der König ist nicht so ganz von seinen Getreuen verlassen, wie Du wähnst," versetzte Alvar; „aber hier ist nicht der Ort, um Dich in das Geheimniß einzuweihen. Alles scheint hier Freude zu verkünden, und in wenig Augenbli-

cken" ..... „Halt ein!" rief Fernando erschreckt, „ich sehe es nur zu deutlich, unter den Augen des Königs hat sich eine Verschwörung gebildet, und Du bist mit darin verwickelt." — „Ich bin es, mein theurer Fernando," versetzte ruhig der Kanzler, „um den König gegen seinen Willen zu retten. Die Jüdin muß sterben. Das ist das einzige Mittel, um ihn von dem höllischen Zauber, der ihn umstrickt, zu befreien." „Wie, Du wolltest einem Weibe nach dem Leben trachten? Sie selbst aus den Armen Deines Herrschers reißen? Dich und ihn den Gefahren einer Empörung aussetzen, und bedenkst nicht, wie weit ihn sein Muth und seine blinden Leidenschaften treiben können?" „Der Staat, die Religion, und die Liebe zu unserm Fürsten verlangen es," erwiederte Alvar, „unser Entschluß ist gefaßt. Wir sind es, die sich in Gefahr begeben, ihm soll kein Haar gekrümmt werden. Aber der sichere Dolch wird die freche Jüdin treffen, und wäre es selbst in seinen Umarmungen. Wäre selbst der Tod dieses Ungeheuers noch nicht beschlossen, so würden ihn die Decrete, die der König so eben unterzeichnet und mir übergeben hat, um sie in's Werk zu setzen, unfehlbar herbeiführen. Diese Papiere erklären die Hebräer im ganzen Königreiche frei von allen Abgaben, gerade jetzt, wo dem Volke eine schwere Steuer auferlegt wird, um die Mittel zu der Belagerung von Cuenza und

dem Unterhalte von 10,000 Mann Truppen, die man dazu ausgehoben hat, herbeizuschaffen.“ —

„O theurer Freund, unterbrach Fernando erschüttert des Kanzlers Rede, „führe mich zum Könige, damit ich Euch vor dem Verbrechen bewahre, die Majestät zu verletzen. Laßt uns ihn schonen, ihn, dessen Jugend uns so theuer war. Ich will seine Füße mit meinen Thränen benetzen, und wenn Du mir beistehst, wird es, muß es uns gelingen, das verhaßte Weib von ihm zu entfernen.“

„Und wenn es Dir auch gelänge,“ erwiederte der besonnene Kanzler, „was würde es helfen? — Glaube mir, sein Herz ist zu sehr von ihren Banden umstrickt, und würde ihre Abwesenheit nicht lange ertragen können. — Auf keinen Fall führen wir ihn dann wieder zu seiner vorigen Tugend zurück; er erliegt entweder dem Schmerze der Trennung, oder sucht Ersatz bei Andern, oder auch, und das wäre das Schlimmste, er gesellte sie wieder zu sich, und dann wäre sein, wäre unser Verderben, wäre das Verderben des ganzen Landes gewiß.“ — „Du siehst zu besorgt in die Zukunft,“ entgegnete Fernando, „denn“ —

Ihre Unterredung wurde plötzlich durch ein Getös aus der Ferne, wie von vielen tausend Stimmen herrührend, unterbrochen. „Laß uns eilen, mein Freund,“ rief Fernando, „wir wollen uns unter die Menge stürzen, sie zurückhalten, zu zerstreuen suchen. Sie

werden unserm Eifer, unserer Beredsamkeit, unserm Silberhaare keinen Widerstand leisten können."

Arm in Arm schritten die beiden Freunde hastig aus dem Pallaste, und begaben sich auf den Markt. — Hier bot sich ihnen ein erschütterndes Schauspiel dar. —

4.

Der König hatte mit seiner Geliebten den Pallast verlassen, um sich zu dem Feste zu begeben. Der Wagen des Monarchen folgte dem der schönen Jüdin. Sobald das Volk sie auf dem Markte erblickte, drängte es sich herzu und umringte sie mit drohenden Geberden. Aus dem Munde Tausender erscholl einstimmig der Ruf: „Es lebe der König, es sterbe die verrätherische Jüdin!" Erstaunt, aber nicht erschreckt befahl Alphons der ihn umgebenden Wache, Rahel, deren Wagen schnell wieder den Weg zum Pallaste einschlug, zu beschützen. Er selbst verließ seinen Sitz und stürzte sich muthig unter das Volk, das ihm überall, wo er sich hinwandte, voll Ehrfurcht und Demuth Platz machte. Aber aus jedem Munde erscholl noch lauter: „Heil für immer unserm Könige Alphons, Verderben dem jüdischen Gesindel." — Die Einwohner Toledo's, wohl überlegend, was sie thaten, entkleideten die Triumphbögen der Blumen, mit denen sie geschmückt waren, und bestreuten den Weg des Königs damit. Mit-

ten unter der Menge bemerkte man einen hohen edlen Greis, der sich überall hindrängte, wo sich neue Haufen sammelten, und mit Worten und Geberden die empörten Gemüther zu besänftigen suchte. Es war Don Fernando, der alle Kraft seiner Rednergabe aufbot, und dem es endlich gelang, das Volk, dem der Gegenstand seines Hasses, die Jüdin, aus den Augen entrückt war, zu zerstreuen.

Der Markt war wieder leer geworden. Alphons winkte seinen Begleitern, zurück zu bleiben, und ging freundlich seinem bejahrten Lehrer entgegen. — „Du mein treuer Freund, der Führer meiner Jugend, auch unter den Empörern?“ sagte er zu ihm. „Ja, mein königlicher Herr,“ erwiederte der Greis. „Du würdest mich noch unter ihnen sehen, wenn mir es nicht gelungen wäre, sie zu beruhigen. Aus inniger Liebe zu Dir stieg ich von meinen Bergen herunter und eilte hieher, um Dich zu warnen; da versagte mir Don Manrique de Lara den Zutritt zu Dir, und ich begab mich zurück auf den Markt, wo der Aufruhr bereits ausgebrochen war. Du wirst nicht glauben, mein König, daß der alte Fernando Garcias de Castro fähig sei, die letzten Augenblicke seines Lebens zu beflecken und Antheil an einer Meuterei gegen seinen rechtmäßigen Herrn zu nehmen. Aber ich erkannte unter der aufgebrachten Volksmenge Deine tapfern Krieger, die Beschützer Deiner Jugend, Deine Gefährten auf den Ebe-

nen von Palästina und Aegypten, die Vertheidiger Deiner Rechte, mit einem Worte die edelsten Männer Castiliens. O mein Herrscher, wäre es möglich, daß Herzen, die vor Eifer Dir zu dienen brennen, die von Liebe zu Dir erfüllt sind, sich von Dir abwendeten! Nein, glaube mir, ihre Anhänglichkeit an Deine Person ist der Grund dieser Unruhen. — Sie bekämpfen mit gewohnter Tapferkeit den Feind, aber Du bist nicht mehr an ihrer Spitze. Seit sieben Jahren schon schmachtet Spaniens erster Held verborgen vor den Augen seines Volkes in den Armen einer Jüdin, die den edelsten Fürsten unterjocht, um ihrer Habgier und ihren Launen zu fröhnen. — Möge mich der Himmel mit der Gnade beglücken, Dir die Augen zu öffnen, Du wirst diese unwürdigen Fesseln zerbrechen, Dich befreien aus den schändlichen Banden, die Dich umstricken. — Mit Deiner edlen Gesinnung bekannt, habe ich mir erlaubt, Deinen Unterthanen die Verbannung der Jüdin und des ganzen schändlichen Hebräervolkes, das Deine Staaten verpestet, zu versprechen. Vergieb ihnen ihre Unbesonnenheit, mir die meinige, um meiner Liebe willen! Hier umfaß ich Deine Kniee und wenn ich Dich beleidigt habe, so räche an mir die Schuld und laß mein Leben, das nur noch wenige Jahre zu zählen hat, es mit einem frühzeitigen Tode büßen."

Während der Ritter so mit dem Könige sprach,

beobachteten kleine hie und da verstreute Haufen mit gespannter Aufmerksamkeit die beiden Redenden, und in demselben Augenblick, als der edelmüthige Castilianer vor seinem Fürsten niedersank, stürzte sich alles Volk auf die Kniee. — Das war zu viel für Alphonsens Herz, er fühlte sich besiegt und erwiederte mit gebrochener Stimme: „Was Ihr von mir verlangt, wird mir das Leben kosten; aber die Wünsche meines Volkes sprechen zu laut an mein Herz. — Gehe und sage dem Kanzler, daß er Rahel fortsende und die Juden verbanne. Ich lasse ihm befehlen, meinen Willen in's Werk zu setzen." —

Wie von den Lüften getragen theilten sich die Worte des Königs durch die Nahestehenden den Uebrigen mit. Der Markt füllte sich augenblücklich wieder, aber kein Zeichen des Aufruhrs war mehr zu bemerken. — Aus Aller Augen strahlte die reinste Freude, lauter Jubel erscholl, und von den Segnungen der Menge begleitet, kehrte Alphons nach dem Pallaste trübsinnig und schweigend zurück. So sehr sich auch Don Fernando bemühte, den König auf die freudigen Gefühle aufmerksam zu machen, Alles glitt von ihm ab, wie ein Pfeil von einem ehrnen Schilde.

Ohne aufzublicken, begab sich der König in seine Gemächer. — Rahel, von allem Vorgefallenen durch ihre Günstlinge bereits unterrichtet, trat ihm entgegen, um ihn mit aller Kraft ihres Zaubers von Neuem zu

bestricken. Aber der König, wohl eingedenk der Gewalt, die ihre Reize über ihn hatten, wagte es nicht, die Augen zu ihr aufzuschlagen, und sagte hastig, indem er vorüberging: „Wir müssen scheiden, mein Volk fordert diese Trennung, ich gehorche. Verlaß mein Königreich, nimm alle Deine Schätze mit Dir und beklage in der Ferne Deinen unglücklichen Geliebten, der, obgleich auf dem Throne, bedauernswerther ist, als der niedrigste Bauer in seiner Hütte." Rahel wollte etwas erwiedern, aber der König schritt schweigend weiter, und Fernando sagte mit edler Würde zu ihr: „Du hast des Königs letzte Worte an Dich gehört, Feindin meines Glaubens, meines Volkes. Fliehe so schnell als Du kannst, und mögen Deine unseligen Füße nie wieder spanischen Boden betreten. —

Wüthend eilte die Jüdin in ihre Gemächer zurück. — Hier erwartete sie der Rabbiner Ruben. Mit empörter Geberde stürzte sie auf ihn zu. — „Wo sind wir?" rief sie aus, „das Volk will, daß ich sterbe, der König opfert mich den Gojim aus Furcht. Wer wird mich an ihnen rächen? — Bin ich noch Rahel, die gestern so Vielen befahl? — Ist Alphons noch Alphons? — Und Du, Ruben, der Du mich in den Abgrund zogst, bleibt Dir nichts mehr als der Schrecken, Dich mit mir hinein gestürzt zu sehen? Was ist aus Deiner Kischuf (Zauberei) geworden, mit der Du Dich rühmtest, alle Welt unterjochen zu können? —

Ziehe mir einen Kreis, der mich Allem verbirgt, was mich umgiebt, der mich mir selbst entziehet. — Sei es durch den Himmel, sei es durch die Hölle, räche mich an meinen Soneim (Feinden). — Umgieb uns mit den Geistern, die mich aus meiner Einsamkeit verlockten und hieher an den Hof des Melach führten. — Bringe mich zurück in die Kehilla Jehudim (Straße der Juden), wo ich arm und unbekannt, aber ruhig und friedlich lebte, oder stoße mir Dein Barsel (Eisen) in die Brust, damit mich der Melach Hamoveth mit einem Male von aller meiner Schmach befreie.“ —

„Chas Vescholem (das sei ferne!), daß ich Dein Rozeiach (Mörder) werde,“ erwiederte Ruben. „Welchen Reibach (Nutzen) hätte ich davon! Aber verwünscht sei der Tag, an dem ich Dich auserwählte zum Werkzeug meiner Absichten. — Es waren bessere da als Du, Kecholl Hajam (wie Sand am Meere). Deine Habsucht hat Alles verdorben.“ „Was sagst Du von meiner Habsucht?“ erwiederte Rahel, „bist Du es nicht, der mich zu allen diesen Houphin (Forderungen) antrieb, Eruf Vobuker. Aber verschwarzen will ich, wenn ich Dir in etwas wieder folge. —

In des Rabbiners Antlitz flammte der helle Zorn auf. Wüthend eilte er auf Rahel zu und hob die Hand, aber er besann sich in diesem Augenblicke, ein bitteres Lächeln zuckte wie ein Blitz über seine Züge, und er rief aus: „Haschem Jischmereini (Gott behüte

mich), daß ich mich an Dir vergreife. Gehöre ich nicht zu den Aschkenes (Deutschen), und soll ich mich hinreißen lassen von Deiner spanischen Wuth? — Was Du bist Rahel, das verdankst Du meinen Lissim (Wohlthaten). Darum folge mir ferner. — Thue äußerlich als willigtest Du in Alles ein, doch bitte Dir als ein Cheset (Gnade) aus, den Melach (König) noch einmal zu sehen, ehe Du reisest. Er kann Dir es nicht abschlagen. — Wirf Dich zu seinen Raglaim (Füßen) nieder und dann Emormat Veousse Harbe (sage wenig und thue viel). Dann mache, daß dein Bild, das Du am Zavar (Halse) trägst, ihn berühre und Rahel wird nach wie vor Malka (Königin) seyn. Aber ich höre Manrique kommen, laß keinen Vorwurf Deinen Lippen entschlüpfen. Sei misov'l (traurig), aber verliere kein unnützes Wort, und thue, als wärest Du mit Allem zufrieden, was Dir der Melach befehlen läßt." —

In diesem Augenblicke trat Manrique, mit aller Gewandtheit eines Höflings, ein, und überreichte ihr unter nichts sagenden Entschuldigungen das Decret, in welchem ihre Entfernung, so wie die Verbannung aller Juden ausgesprochen war. — Sie entfaltete es nicht, hob es aber in die Höhe und sagte: „Was auch dieses verhängnißvolle Pergament enthalten möge, noch ehe meine schon von vielem Weinen getrübten Augen es durchirren, lassen Sie mich Ihnen meine

Schwäche bekennen, Don Manrique. — Im Sonnenscheine des Glückes war es mir vergönnt, mich Ihnen huldreich und freundlich zu beweisen, o wenden Sie sich nicht von mir, jetzt, wo eine ewige Nacht mir droht, denn mir sagt mein Herz, dieses Decret spricht meine Verbannung aus, und wie werde ich athmen können, wo Alphons nicht ist? — Deshalb beschwöre ich Sie bei Ihrer Ritterehre bei Allem, was Ihnen heilig, erringen Sie mir die Gnade, mich noch einmal dem Könige zu Füßen werfen zu dürfen, zum letzten Male seine edlen Züge anschauen zu können, um sie in mein Herz prägen zu können, daß sie ewig mein Inneres erhellen in dem grausen Dunkel, das jetzt seiner harrt."

Rubin winkte seiner gelehrigen Schülerin verstohlen Beifall. Manrique meinte, ihr ihre Bitte nicht abschlagen zu dürfen, und begab sich zum Könige zurück, um es ihm vorzutragen. Alphons, immer noch der Sclave seiner unglücklichen Leidenschaft, glaubte ihr diese letzte kurze Zusammenkunft nicht verweigern zu können. Um aber sein Herz vor den Strahlen ihrer Augen schirmen zu können, glaubte er sich genug gerüstet, indem er sich mit dem Purpur seiner königlichen Würde bekleidete; er vergaß, daß der Purpur den König, nicht aber den Menschen deckte. — Auf dem Throne sitzend, in allem Glanze seiner Majestät, erwartete er so in ängstlicher Spannung die noch im-

mer Heißgeliebte, und sein schlagendes Herz verkündete ihm in banger Ahnung die gewichtigen Folgen des nächsten Augenblicks.

Rahel erschien in fast nachlässiger Kleidung, mit aufgelöstem Haar, Manrique und Ruben führten sie; Thränen strömten aus den Augen des schönen Weibes. „Mein König verstößt mich,“ sagte sie mit schwankender Stimme, „er verbannt mich für immer aus seinem Angesichte, und wenn ich ihn nicht mehr sehen soll, so ist die ganze Welt für mich ein offenes Grab.“ — „Ich muß mich von Dir trennen!“ erwiederte Alphons, „mein Volk verdammt mich; unsere Liebe erscheint ihm als ein Verbrechen.“ — „Als ein Verbrechen?“ unterbrach ihn das schöne Weib. „So laß mich sterben, laß mich es büßen. Ja, mein Fürst, mein Herrscher, denn mein Geliebter bist Du nicht mehr, und doch bin ich bereit, Dir Alles zu opfern; befiehl, daß man den Stahl in dieses Herz stoße, das bis zum letzten Augenblicke nur für Dich schlagen wird. Als ich glücklich in Deinen Armen war, als ich liebentbrannt an Deinem Munde hing, konnte ich da ahnen, daß ich ein Verbrechen beging, das mich einst mit ewiger unauslöschlicher Schande bedecken würde? Und dies Alles wäre noch zu ertragen; aber der Gedanke, daß Alphons aufhören könnte, mich zu lieben — —“

„Ich aufhören, Dich zu lieben?“ fiel ihr der

Fürst stürmisch in die Rede. „Das könntest Du glauben, und siehst nicht an meinem Harm, liesest nicht in meinen thränenden Augen, welches Opfer ich meinem Volke bringe, und erschwerst mir dieses furchtbare Opfer durch Deine Klagen?" —

„Du liebst mich nicht mehr!" erwiederte Rahel, „ich sehe es nur zu deutlich, denn Dein so oft gerühmter Muth wendet sich nur gegen ein schwaches Weib. So lebe wohl, lebe wohl, Du Abgott meiner Seele, noch einmal laß mich Deine Kniee umfassen, und dann dahin gehen, wo Alles fortan Nacht seyn wird."

Ruben und Manrique hatten sich während der letzten Reden leise aus dem Zimmer entfernt, und Alphons blieb allein mit der noch immer angebeteten Geliebten zurück. Sie fiel vor ihm nieder, umfaßte seine Kniee, und benetzte sie mit ihren Thränen.

Alphons bestrebte sich, sie aufzuheben, und umfaßte sie. Sie ergriff seine Hände, bedeckte sie mit Küssen, und rief aus: „Ihr theuren Hände, die Ihr mit meinen Locken spieltet, und doch mein Verdammungsurtheil unterzeichnen konntet! Möge das eure letzte Schwäche gewesen seyn. Erhebt euch, um das Schwerdt zu schwingen, und mit allgewohnter Kraft sogleich die Rebellen zu bekämpfen. — Lebet wohl, und auch Du, lebe wohl, mein Fürst, mein Herr, mein ewig Geliebter, der Theuerste, ach, und der Grausamste aller Menschen." —

Sie erhob sich und wollte gehen. Alphons stürzte, gleichsam seiner Sinne beraubt, auf sie zu. Er umschlang sie mit seinen Armen, drückte sie fest an sich, und rief: „Nimmer, nimmer, sollst Du mich verlassen.“

„Du bist außer Dir, mein Fürst, mein Geliebter,“ erwiederte sie. „O thue nichts vorschnell, bedenke, daß Aller Augen auf Dich gerichtet sind. Mein Schmerz hat Dich erschüttert und fortgerissen. Sammle Dich an diesem Herzen, an dem Du so oft ausruhtest, wenn die schweren Sorgen der Herrschaft Deine Seele bedrängten. Sie blickte ihm bei diesen Worten schmeichelnd in die Augen, er verbarg sein Antlitz an ihrer Brust, und seine Stirn berührte das verhängnißvolle Bild, das von ihrem Halse herabhing.

Ihm war in diesem Augenblick zu Muthe, erzählte der alte Chronikenschreiber, als fahre ein spitziger Stahl durch sein Gehirn, ein jäher Schmerz durchzuckte ihn; doch dauerte dieses Gefühl nur eine Sekunde, und im Taumel der Leidenschaft achtete er weiter nicht darauf.

5.

So war Alphons wieder in den Abgrund gestürzt, aus dem ihn so eben die Weisheit und der Eifer des redlichen Fernando, so wie die Treue der Castilier gerettet hatten. Er war wieder ganz der Sclave des schönen Weibes, und vergaß in ihren Armen Alles, was er erst vor wenigen Stunden seinem besorgten

Erzieher gelobt. Dieser, nichts Arges ahnend, hatte sich mit dem Kanzler eingeschlossen, und Beide beschäftigten sich eifrig mit der Ausarbeitung des Decretes, das für immer das Verbannungsurtheil über Rahel und die Hebräer aussprechen sollte. Sie gingen mit äußerster Behutsamkeit und Sorgfalt zu Werke, und die Nacht überraschte sie bereits, als sie es endlich dergestalt abgefaßt hatten, daß das Volk der Juden augenblicklich Castilien und Leon räumen konnte, ohne dadurch sehr an seinem Besitzthum gefährdet zu werden. Sie verweilten nun den übrigen Theil der Nacht hindurch froh bei einander, und theilten sich, gänzlich unbekannt mit der Wendung, die die Lage der Dinge während dessen genommen hatte, ihre frohen Aussichten für die Zukunft mit.

Sobald am andern Tage die Stunde gekommen war, in welcher Alphons gewöhnlich den Kanzler zu empfangen pflegte, um die Angelegenheiten des Staates zu ordnen, begaben sich Beide zu dem Könige. — Im Vorzimmer empfing sie Don Manrique, blickte den Ritter de Castro mit hämischem Lächeln an, und erwiederte schweigend ihren Gruß, auf die Thüre des Audienzzimmers zeigend. Aber wer malt das Entsetzen der beiden Greise, als sie statt des geliebten Königs, Rahel, von ihren jüdischen Dienern, und einigen feilen Hofleuten umgeben, auf dem Throne sitzen sahen. Unbeweglich, wie vom Donner gerührt, blieben sie stehen. Das hatten sie nicht erwartet. Schweigend

ließen sie sich auf Rahels Befehl die Pergamente entreißen. — Diese nahm dieselben, öffnete und durchlas sie flüchtig, und warf sie ihnen dann zerrissen vor die Füße. — „Noch bin ich Herrin!" rief sie aus, „und solchen Gebrauch mache ich von Decreten, welche Heuchelei und Empörung dem Besten der Fürsten als Befehle abzulocken wußten, die seiner gänzlich unwürdig sind. — Da Du doch so fertig im Decretiren bist, alter Einsiedler," fuhr sie, zu Don Fernando gewendet, fort, „so fertige Dir augenblicklich das Decret Deiner Verbannung aus. Meine Gnade erlaubt Dir, in Deine rauhen Berge zurückzukehren, aber der Tod erwartet Dich, wenn Deine Füße, so lange ich lebe, wieder den Boden von Toledo betreten. Du aber," sagte sie zu dem Kanzler, „Du in Schanden ergrauter Schurke, liefere das Siegel des Staates aus, dann magst Du hingehen, wohin Dich Deine Füße tragen; Du bist zu schlecht, als daß meine Lippen über Dich ein Urtheil aussprechen sollten. Noch ist Alphons hier Herrscher, aber sein Kanzler bin ich fortan, durch mich allein wird er seinem rebellischen Volke seinen Willen kund thun."

Mit zürnendem Blicke, so daß sie im Innern davor erbebte, schaute Don Fernando die wüthende Rahel an; dann ergriff er des Kanzlers Hand, und Beide schritten mit würdevoller Haltung an dem spöttelnden Manrique vorüber, aus den Thoren des Pallastes von Toledo. —

Ruben, der bei Rahel zurückgeblieben war, tadelte heftig ihr Benehmen. — „Dein unerträglicher Stolz wird uns Alle verderben,“ sagte er. „Laß Dich warnen, oder unser Kochaf (Stern) geht unter, und wir müssen unsere Tachrichim (Sterbekleider) anlegen, ehe Du meinst. — Wenn auch die Kehilla (Stadt) Toledo ruhig dem ganzen Treiben für's Erste zusieht; die Einwohner sind noch betäubt von der schnellen Veränderung, aber lange kann das nicht dauern; der Goj ist zu seinem Haar (Berge) zurückgekehrt, Du hast ihn zu tief beleidigt, und er ist wieder da, zu Deinem Unglück, ehe Du es denkst.“

„Wie,“ erwiederte Rahel, „was dibberst (redest) Du? Soll ich den Scepter führen, jetzt, da ich Malka bin, mit schwacher Jad (Hand)? Habe ich ihn durch meine Geschicklichkeit in die Jadajim bekommen, daß ich ihn soll fallen lassen wie ein Jelad (Kind)? Zeigen will ich den Gojim, wer sie beherrscht; lischem schomajim (im Namen Gottes), mich sollen sie anbeten oder vor mir zittern. Und Du, Raaf, meinst Du, ich werde mich richten nach Deinem Willen? Haschem Jischmereiin, danke meiner Güte, wenn ich Dir cheneter (gnädig) bin.“

„Schemach, Israel,“ rief Ruben, „ist sie doch geworden, wie das Bild von Niggun (Thon), das gemacht hat Rabbi Eliesen Ben Naphtali, wie ein Ben od'm (Mensch) gestattet, und hat darauf geschrieben Aemanth (Wahrheit) auf die Stirn des Bildes. Da

hat er ihm eingeblasen seinen Athem, und ist es geworden Chaiges (lebendig) und hat ein Ran (Größe) bekommen, wie ein Mensch, und ist herumgewandelt wie ein Mensch. In der Haschono (Anfang) ist es noch nicht gewesen sehr groß und hat gemacht seinen Meschores, aber da ist es gewachsen und gewachsen, bis daß es ihm ist über den Rosch (Kopf) gewachsen, und hat ihm nicht mehr seyn wollen Meschores. Da hat er wollen auslöschen das An, daß Maeth (Tod) ist allein stehen geblieben, aber weil es gewesen ist so groß, hat er nur mit Tercho (Mühe) heranreichen können, und hat sich nicht hüten können vor dem Dipp'n (Falle) des Bildes. Da ist es zusammengestürzt und hat ihn auch erschlagen. So geht es mir mit Dir, denn Du hörst nicht die Drorim Lhochma (Worte der Weisheit)."

Als er dieß gesagt hatte, schrack er zusammen, denn Beiden unbemerkt war Manrique in das Zimmer getreten, und hatte, obwohl sie in ihrem Idiom mit einander sprachen, doch genug verstanden, um Rasels verrätherische Gesinnung kennen zu lernen. — Obgleich dem Willen seines Herrn blind ergeben, und verwöhnt durch die Gunstbezeugungen der schönen Jüdin, war er doch nicht so entartet, daß nicht eine innere Stimme ihm mitunter zugerufen hätte, wie schwer er sich an seinem Vaterlande vergehe, indem er Alphonsens Neigung befördere. Dieser Richter im Geheimen wurde plötzlich wieder mahnend laut in seiner Seele; ihm ging ein schreckliches Licht auf, und er beschloß von

nun an, die Feinde seines Vaterlandes scharf zu beobachten, um Alphons zu rechter Zeit warnen zu können, und Böses zu verhindern. Daß er hier nicht vorschnell handeln dürfe, fühlte der gewandte Hofmann wohl; eine einzige unüberlegte Handlung konnte Alles verderben, zumal da Rahel sich mehr als je huldreich gegen ihn erwies; er beschloß daher, langsam seine Zeit zu erwarten.

So verflossen mehrere Monate. Das Joch, das Rahel und ihre Glaubensgenossen dem Volke auflegten, wurde immer drückender. Rahel, durch ihre selbstbetrogenen Spione getäuscht, lebte der Meinung, daß die anscheinende Ruhe des Volkes wahr sei, und sann deshalb darauf, Alphons zu einem Zuge gegen die Mauren von Cordova zu bereden. Es schmeichelte ihrem Stolze, sich mit unvermeßlicher Pracht an der Seite des Königs den Unterthanen zeigen zu können, und was opfert ein Weib nicht seiner Eitelkeit.

Während dieser Zeit wurden die Juden durch ein neues Decret von allen Abgaben befreit, und durch bedeutende Vortheile vor den christlichen Einwohnern begünstigt. Dadurch immer kühner werdend, trieben sie schändlichen Mißbrauch mit ihren Privilegien, und als das Volk darüber murrte, und sich sein Recht suchte, wurden nicht die Schuldigen, sondern die Kläger bestraft, denn alle Tribunäle waren mit Juden besetzt. Aber das in der Hauptstadt erstickte Murren, aus Furcht vor peinlicher Strafe, mit der Jeder, der

es wagte, auch nur ein Wort über die schmachvollen Bande des Königs fallen zu lassen, heimgesucht wurde, verbreitete sich bis zu den äußersten Grenzen des Reichs, und verbarg sich im Schooße der Klöster vor den Späherblicken der überall lauernden Hebräer.

Dennoch, so erzürnet auch immer das Volk seyn mochte, bewährte sich hier wiederum seine alte Treue auf eine herrliche Weise. — Nur auf Rahel und die Anhänger derselben aus ihrem Stamme warf sich der Haß. Die redlichen Castilier beklagten um desto mehr ihren Fürsten, je unglücklicher er ihnen erschien; ihre Liebe zu ihm erstarkte an dem Angedenken seiner früheren Edelthaten, und sie betrachteten ihn nur als das beklagenswertheste Opfer eines schändlichen Zaubers. Seine Befreiung wurde einstimmig beschlossen. Die Beichtstühle wurden die ersten Wege der Mittheilung, und es entspann sich von Neuem eine Verschwörung, so fest, sicher und geheim, und von so bedeutenden Männern unterstützt, wie sie die Geschichte anderer Völker nicht leicht aufzuweisen hat.

6.

Der Ritter de Castro hatte sich mittlerweile nach seinen Besitzungen zurück begeben. Die Liebe seiner Unterthanen schirmte ihn besser als eine starke Burg, und nach der Sierra verirrte sich kein jüdischer Späher. Desto ungestörter konnte er daher seinem Grame nachhängen; die geistige Blindheit des noch immer von

ihm heiß geliebten Königs, so wie das Unglück des gebeugten Volkes beschäftigten nur zu sehr sein Gemüth, und bei Tage wie bei Nacht sann er auf Mittel, die Lasten der Unterthanen zu erleichtern. —

So saß er eines Tages auf einer Zelle seiner Burg, das Haupt auf die Hand gestützt, und verlor sich in Gedanken über die Zukunft; da erweckten ihn plötzlich Hufschläge aus seinen Träumen. Er blickte hinab und gewahrte einen Reiter, der auf einem raschen Pferde den steilen Berg muthig hinanritt. Seine Augen vermochten Anfangs nicht zu erkennen, wer es sei; doch sah er wohl, daß der Fremde nicht zu den Bergbewohnern gehöre, sondern, der stattlichen Kleidung nach zu urtheilen, ein vornehmer Toledaner seyn müsse. Befremdet über den unerwarteten Besuch, bemühte er sich umsonst, zu enträthseln, wer es seyn könne; doch hatte er den Fremden noch nicht erkannt, als dieser schon sein Roß an einen Baum befestigte, und in dem nach der Burg führenden Fußsteige verschwand. Don Fernando, der Gastfreiheit eingedenk, die ein würdiges Erbtheil dieser Burg seit den ältesten Zeiten gewesen war, erhob sich, und schritt seinem Gaste mit ruhiger Würde entgegen. Aber wer beschreibt sein Erstaunen und seinen Unwillen, als sich jetzt ihm plötzlich, von einem Diener geleitet, Don Manrique darstellte, und ihn ehrfurchtsvoll begrüßte. — „Bei allen Heiligen!“ rief der Ritter aus, „hätte ich doch eher den Besuch des maurischen Königs als den Curi-

gen in meiner Burg erwartet. Wir schieden eben nicht als Freunde, Don Manrique de Lara, doch wer über meine Schwelle tritt, soll mir willkommen seyn, und somit redet, was steht zu Euren Diensten?" — „Ehe ich ein Wort von meinem Auftrage ausspreche," erwiederte Don Manrique, „versprecht mir, edler Herr, alles Vergangene, welcher Art es auch immer seyn möge, zu verzeihen und zu vergessen." — „Verziehen habe ich es längst," versetzte Fernando, „vergessen werde ich es nicht können, wenn nicht bessere Tage für Castilien aufdämmern, und die Sonne nicht glücklichere Unterthanen des Königs bescheint." — „Wenn das ist," antwortete Manrique, „so vergönnt mir, gleich der Aurora, von der die Heiden erzählen, daß sie dem Wagen des Sonnengottes vorausgehe, der Verkünder besserer Tage zu seyn." — „Ihr?" sagte der Ritter, und wiegte bedenklich das greise Haupt. — „Lebt denn die freche Jüdin nicht mehr?" — „Sie lebt," entgegnete Manrique, „aber ihre Tage sind gezählt." — „Verzeiht," entgegnete Don Fernando, „wenn die Leiden vergangener Tage mich bedenklich gemacht haben, und es meinem alten Kopfe schwer wird, zu fassen, was den Ritter de Lara bewegen könne, der Apostel einer solchen Botschaft zu seyn." „Hört mich an," versetzte Manrique, „und dann entscheidet. Es wird in Euren abgelegenen Bergen Euch nicht unbekannt seyn, was ganz Castilien mit Unwillen erfüllt. Die Frechheit und Habgier der Jüdin und ihrer Anhänger

sind bis auf das Aeußerste gestiegen. Kein castilisches Herz vermag länger die Demüthigung zu ertragen, unter solchem Joche zu schmachten. Die ersten Männer des Königreiches haben sich vereint, um den edelsten Fürsten mit Gewalt aus den schmählichsten Banden zu befreien. Balthasar de Zuniga, Juan de Gusman, Pedro Tavallos, Eure nahen Nachbarn und Freunde befinden sich bereits in den Klöstern der Hauptstadt. Ihre Abreise wurde so schnell und heimlich betrieben, daß es ihnen nicht vergönnt war, Euch davon zu benachrichtigen, und sie beschlossen daher, wenn das Werk, das bis daher leider so lichtscheu behandelt werden mußte, gelänge, Euch durch einen sicheren Boten davon zu benachrichtigen. Ich habe sie beschworen, mich mit dem Auftrage zu beehren, denn mein Herz warf mir täglich vor, wie schwer ich mich an Euch vergangen habe, und ich hoffte, die Verkündigung einer solchen Nachricht würde mir leichter Eure Verzeihung erringen. Vor Allem denn empfanget hier meine Beglaubigung. Es ist des edlen Kanzlers Siegelring, den ich Euch überbringe, und die Loosung: „Das Kreuz kann wanken, aber nie fallen.“

„O,“ rief Fernando begeistert aus, als er diese Worte vernahm, „tiefen Dank dem dreieinigen Gotte, der Euch auf die rechte Bahn zurückführte, und mir beweiset, daß das edle Blut der Lara's in Euren Adern wallt. Kommt an mein Herz, edler Manrique, ich habe keinen Sohn, der letzte Sprößling meines Na-

mens fiel unter den Schwertern der Ungläubigen auf den blutigen Ebenen von Granada. Aber wenn er wieder aus dem Grabe erstände, ich könnte ihn nicht freudiger an diese Brust drücken, als ich jetzt Euch umfange."

„Nehmet meinen herzlichen Dank für Eure Liebe," entgegnete Manrique, „ich werde nimmer diesen Tag vergessen. Doch laßt mich jetzt Euch den ganzen Hergang der Dinge erzählen, und dann vernehmen, was Ihr zu thun beschließt. Ein Zufall ließ mich kurz nach Eurer Verbannung einer Unterredung zwischen dem schändlichen Weibe und ihrem Helfershelfer belauschen. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, es ward Licht in meiner Seele, und ich eilte in das Haus des Herrn, um dem geweihten Priester meine Schuld zu bekennen, mir die strengste Buße von ihm auflegen zu lassen. Er that es, und die von ihm ausgesprochene Strafe dünkte meinem Stolze die schwerste von allen zu seyn. Auf seinen Befehl mußte ich dem Kanzler, dem edlen Alvar Sanez, meine Sinnesänderung kund thun, und in seine Hände einen Eid schwören, jetzt wieder ganz für die Erhaltung und Befreiung meines Vaterlandes zu leben. Dieser eröffnete mir nun, daß die Verschwörung fast bis zur Ausführung reif sei, und daß der fromme Erzbischof an der Spitze derselben stände. — In allen Klöstern Toledo's befinden sich die Verschwornen versteckt, und der nächste Sonntag ist zur Ausführung des Vorhabens festgesetzt. Mir

ward der Auftrag, in der Nähe der schändlichen Jüdin zu bleiben, und sie scharf zu beobachten. Sie hat den edlen Alphons beredet, einen Zug gegen die Mauren von Cordova zu unternehmen, und den Tag nach dem Tage des Herrn bestimmt, dem Könige in das Lager zu folgen, und sich dort wie seine rechtmäßige Gemahlin von den unterjochten Völkern verehren zu lassen. Diesen Tag darf sie nicht überleben, das steht fest in unseren Herzen. Denn nur ihr Tod kann den König von dem verhaßten Zauber ihrer Herrschaft befreien. Damit aber der edle Alphons nicht zu sehr leide, so hat der ehrwürdige Bischof Euch dazu ausersehen, den König darauf vorzubereiten. Ihr seid daher gebeten, Euch sogleich in das Lager zu begeben. Alles Uebrige bleibt Eurer weisen Einsicht überlassen." — „Auf meinem Kopfe steht ein Preis, wenn ich von den Gebirgen herabsteige," erwiederte Don Fernando, „aber das Vaterland ruft, und ich gehe, wohin es mich auch sende. Wir sehen uns glücklich zu Toledo oder droben im Himmel wieder."

Beide verließen zu gleicher Zeit die Burg; am Fuße des Berges trennten sich ihre Wege; sie umarmten sich noch einmal, und schieden dann als Freunde.

Don Fernando begab sich mit jugendlicher Kraft in das Lager Alphonsens. Der König, erstaunt, ihn zu sehen, nahm ihn dennoch gütig auf. „Nur eine wichtige Botschaft, mein alter Freund," sagte er zu ihm, „konnte Dich zu mir führen, und ich danke Dir

für Deine Treue. Was bringst Du?" „Die Liebe Deines Volkes, mein König und Herr," entgegnete Fernando; „es hat sich wieder gänzlich Dir zugewandt; denn mit gegründetem Rechte darf ich vermuthen, daß in diesem Augenblicke die stolze Jüdin, die es Dir entfremdete, nicht mehr lebt. Dein ganzes Volk hat sich erhoben, und beschlossen, vereint unterzugehen, oder ihr den Tod zu geben. — Der heilige Erzbischof führt sie an, und sie folgen seinem Kreuze mit entflammtem Muthe, und dem Vertrauen auf die gerechte Sache. Eile nach Toledo zurück, damit Dein Anblick sie versöhne." —

Mit starrem Blicke hatte der König den Reden des Ritters zugehört. Heftig flammte sein Zorn auf, und er griff nach dem Schwerdte. Fernando knieete mit aller Ruhe der Schuldlosigkeit nieder, und sagte: „Soll Dein Zoll ein Opfer treffen, mein König und Herr, so falle er auf dies greise Haupt. Ich sterbe ruhig, wie meine Söhne für Dich in der Schlacht fielen. Wir haben für das Vaterland gelebt, jeder Tropfen unseres Blutes war ihm geweiht, und wenn auch das Geschlecht der de Castro erlischt, so lange es blühte, so lange blühte auch Castilien."

„Freund meiner Jugend!" rief der König, und sein Zorn wandelte sich in dumpfe Schwermuth, „ich verzeihe Dir, denn Du hast es immer gut mit mir gemeint; aber ich kann Dir nicht läugnen, daß mit ihrem Tode auch mein Leben endet. Ich kann nicht

ohne sie seyn. Fort nach Toledo, daß ich sie rette!“ Fernando wollte etwas erwiedern, aber der König hörte nicht mehr auf seine Rede, winkte seinen Dienern, ließ die Rosse herbeiführen, und sprengte, nur von Wenigen begleitet, über die Ebenen dahin; Fernando folgte ihm muthig und erwartungsvoll nach.

7.

Der verhängnißvolle Tag war gekommen. Das Volk hatte sich in der Kathedrale versammelt, um den feierlichen Gottesdienst zu begehen. Unter ihnen befanden sich alle Verschwornen. Plötzlich wurden alle Pforten geschlossen. Der Erzbischof, der heute selber Messe las, erhob sich, trat mit würdevoller Haltung vor, und redete die Anwesenden folgendermaßen an: „Einwohner von Toledo,“ sagte er, „der Herr ist mächtig in den Schwachen. Heute wird die Schmach von Eurem guten Herrscher genommen, und das Unglück von Castilien. Der Adel des Königreiches hat sich hier versammelt, um Euch an der verhaßten Rahel zu rächen, und vom Joche der Hebräer zu befreien. Blicket um Euch; dort auf dem Chor seht Ihr, in geistliches Gewand verhüllt, die ehrwürdigen Häupter, denen Ihr folgen sollt. Man wird Euch bewaffnen, ganz Toledo bewaffnet sich in diesem Augenblicke. Folgt mit Vertrauen Euren Führern. Ihr kämpft für unsern König, für Eure Ehre, Eure Freiheit, Euer Va-

terland. Ihr kämpft für Gott, denn Ihr zerstöret die Werke der Hölle."

Nachdem er diese wenigen Worte geredet hatte, brachte man aus der Sakristei die nöthigen Waffen, und legte sie vor dem Altare nieder. Der Erzbischof segnete dieselben ein, und sie wurden dann durch Priester vertheilt. Die Führer ordneten nun die Versammlung. Bald war Alles, wie es seyn sollte. Die Pforten wurden auf ein gegebenes Signal geöffnet, und mit dem Ernste, den der Muth dem festen Willen giebt, schritten die Männer an's Werk. In allen anderen Kirchen hatte dieselbe Handlung Statt gefunden, und es stießen auf dem Wege zu dem Pallaste neue Haufen zu ihnen. — Als sie daselbst ankamen, fanden sie das Gebäude schon von den Ihrigen besetzt. Manrique hatte sich mit 30 Verschwornen der Wache bemächtigt, die sich ihm willig ergab; in weniger als einer halben Stunde umzingelten mehr als 12,000 Mann den Pallast, und es blieben der unglücklichen Rahel statt aller Vertheidigung nur einige Thüren, welche ihre Diener und Dienerinnen, so gut es ging, in der Eile verrammelten. Auch diese wurden bald gesprengt, und die Unglückliche irrte nun von Zimmer zu Zimmer, von der Marter ihres erwachten Gewissens, wie von den Schrecken der nahen Gefahr gleich sehr gepeinigt. — Alles floh vor ihr, Alles vermied sie. So fand sie sich endlich im Audienzsaale wieder. Hier stieß sie auf Ruben, der bleich, zitternd und entstellt vor ihr stand. „Bist Du schon

da, Bote des Todes!" rief sie wie im halben Wahnsinn. „Ich sehe es Dir an, Du willst Dich retten durch meinen Untergang. Auf Deinen Lippen zittert die ohnmächtige Wuth. Dein Kischuf verläßt Dich jetzt. Bleibe fern von mir, Du Sorof (Schlange). Du bist schrecklicher als die Qualen des Emig (Gewissens)." — „Höre auf zu lästern, Abscheuliche!" entgegnete Ruben, „ich habe es gut gemeint mit meinen Ummos, Du aber meintest es schlecht, Deine Chadojim fallen auf mich, unterdrücken mich. Die Keile Maschis (Todeswerkzeuge) schweben über meinem Haupt, der Abgrund öffnet sich unter meinen Raglaim (Füßen)." „Möge er Dich verschlingen!" rief sie hinzu, „Du bist mir verhaßter, als mein Rozeiach!"

In diesem Augenblicke näherten sich die Verschwornen. In ihrer Herzensangst bestieg Rahel den Thron, und warf sich auf demselben nieder. Ruben verbarg sich hinter einem Sitze. Das Geschrei: „Nieder mit den Juden! Tod dem verhaßten Weibe!" hallte im Saale wieder. Bewußtlos erwartete Rahel ihr Schicksal, sie rief die Gefühllosigkeit zu Hülfe, und richtete sich unwillkührlich auf, nach der Gegend hinstarrend, aus welcher der Ruf erscholl. So saß sie da, bleich wie der Tod, ihre dunkeln glänzenden Augen starr auf einen Punkt gerichtet. Unverkennbar waltete die Nemesis; auf eben der Stelle, von welcher aus sie tausendfaches Weh dem castilischen Volke verbreitet hatte, erwartete sie das Verderben. Gichterisch zuckten

ihre Lippen, aber kein Laut drängte sich über dieselben, und selbst da noch blieb sie stumm, als der Saal bereits schon von den Verschwornen besetzt war.

Wüthend und mit geschwungenen Schwerdtern stürzen die racheglühenden Castilier auf sie zu, und umringen sie. — Tausend Dolche sind auf ihre Brust gezückt, aber kein Arm stößt mit dem seinigen hin. — Die Tapferen fühlten im Inneren gerechten Abscheu, sich an einem Weibe zu vergreifen. In der nächsten Minute wäre es ihr vielleicht gelungen, zu entkommen, da nahte sich Manrique, und fand sie in dieser Lage. — Der Augenblick war zu wichtig, sie durfte nicht der verdienten Strafe entgehen, denn der König war, wie der Ritter richtig vermuthete, bereits in der Nähe von Toledo, und doch schauderte der Ritter vor dem Gedanken zurück, selbst Hand an sie zu legen oder es den Verschwornen zu befehlen. Plötzlich aber fiel sein Blick auf Ruben, der noch immer unbeweglich vor Entsetzen hinter einem Sitze kauerte. — Er riß ihn in die Höhe, drückte ihm einen Dolch in die Hand, und rief: „Du zitterst für Dein verhaßtes Leben, Elender! es giebt ein Mittel, Dich zu retten, nimm den Dolch, stoße ihn Deiner schändlichen Genossin in die Brust, oder so wahr das Blut der Lara rein in meinen Adern wallt, ich sende Dich mit ihr zugleich in die Hölle.“

Mit unstätem Auge schritt Ruben auf Rahel zu. — Sie erwachte aus ihrer Erstarrung. — Wüthend

blickte sie ihn an, und in demselben Augenblicke, als er den Stahl auf sie zuckte, griff sie nach einem versteckt gehaltenen Dolche, den sie ihm von unten in den Leib stieß, als er ihre Brust durchbohrte. Unbeweglich blieben Beide sich starr ansehend und die Dolche bis an den Griff nachdrückend bis der grimme Tod ihre Augen brach. Da knickten Rubens Kniee und brachen zusammen. — Er sank und riß im Fallen Rahel mit sich, vom Throne herab auf die Erde. —

Eine lange Stille erfolgte, das Entsetzen war deutlich auf Aller Antlitz zu lesen. — Endlich ermannte sich Manrique und schritt auf die Leichen zu. — Von Rahels Halse hing ein Bildniß herab. — Es war das Bild des Königs, dasselbe, das er einst dem Manrique geschenkt und dann in jener verhängnißvollen Stunde dem Ruben gegeben hatte, um Rahel zur Ueberbringerin desselben zu machen. —

Der Ritter nahm es nicht ohne Schauder zu sich, und ließ dann die beiden Körper so schnell wie möglich begraben. Kaum war dieses traurige Geschäft vollzogen, als der König mit seinen Begleitern Toledo erreichte. Schon am Thore sah er den Aufruhr der Menge. Aber wie immer begrüßte ihn lauter Jubelruf, und Alles wich ihm ehrfurchtsvoll aus. — „Eile voraus," rief er Don Fernando zu, der ihm zur Seite ritt, „ich fühle, daß ich meinem Volke gehorchen muß, treffe an meiner Statt alle möglichen Maßregeln; verbanne augenblicklich alle Juden, Alle ohne Aus-

nahme, doch rette, wenn Du kannst, ihr Leben, fern von mir möge sie ihre übrigen Tage verbringen." —

Fernando schickte sich an, ihm Folge zu leisten, da nahte sich ihm ein Bote Manrique's, und unterrichtete ihn von den Vorfällen des Tages. — Mit schonenden Worten trug sie der Ritter dem Könige vor. — „Sie ist todt!" rief Alphons aus, bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen, und wäre besinnungslos vom Pferde gestürzt, wenn ihn der treue Fernando nicht aufgefangen hätte. Der tugendhafte Greis bemühte sich, dem Könige zu helfen, er wollte ihm das Athmen erleichtern, und öffnete ihm das Kleid auf der Brust. — Da starrte ihm das Bild der Jüdin, das auf Alphonsens Herzen ruhte, entgegen. Mit rascher Hand löste er vermittelst eines Dolches die Schnur, die es hielt, und schleuderte das verhaßte Bildniß weit von sich in einen Pfuhl.

Alphons kam in diesem Augenblicke wieder zu sich. — „Wo bin ich?" sagte er. „Mir ist, als ob ich aus langem Schlummer erwache und hätte die seltsamsten Dinge geträumt, und als hättest Du mich gewarnt, mein alter Freund, und dennoch, ich schaudere davor, es zu glauben, aber ich muß befürchten, es sei wahr; habe ich wirklich meine treue Gemahlin verstoßen, einer schändlichen Jüdin die Herrschaft über mein Herz eingeräumt, und die Liebe meines Volkes verloren?" — „Es ist kein Traum," erwiederte Fernando, „aber Alles ist vorbei, und es gelang mir,

glücklich den Zauber, der Deine Sinne umstrickte, zu lösen. Du bist wieder gänzlich frei, mein König und Herr." — „Ja, ich bin es," erwiederte der König. „Mir ist zu Muthe, als ob seit einigen Augenblicken sich eine ungeheuere Last von meinem Herzen, das sie Jahre lang bedrückte, gelöst hätte. Fort denn, fort, nach dem Pallast, mein Erstes sei, die Liebe meines Volkes wieder zu gewinnen."

Vor den Thoren des Pallastes empfieng ihn der Kanzler. Der König sprang vom Pferde und umarmte den edlen Greis im Angesichte des ganzen Volkes. — Lauter Jubel erfüllte die Luft. — „O meine Castilianer," rief Alphons, „wie schwer verging ich mich an Euch! Zwar ist der Gegenstand meiner Schande schon mit Erde bedeckt, aber die Erinnerung daran wird mich ewig quälen." —

„Castilien, o mein König," erwiederte der Kanzler, „wird dieses Tages dennoch nur mit Freuden gedenken, an welchem Du durch Gottes Huld ihm wiedergegeben bist. — Aber Deine erste Handlung sei eine Handlung der Gnade." — Er winkte und Manrique stürzte sich dem Könige zu Füßen. — „Steh auf," sagte der König huldreich, „Manrique, Du bist mir immer treu geblieben, und wir Beide trugen schwere Schuld, ich aber mehr als Du. Denn ich, Dein Herr, hätte Dich zurückreißen müssen, und mich nicht selbst von den Künsten der Hölle dürfen verlocken lassen. Laß uns suchen das Vergangene zu bereuen. Wir

wollen vereint Castilien zeigen, daß wir, wenn auch Verirrte, dennoch seine treuen Söhne sind." —

„Aber Du mein würdiger Freund," fuhr er, sich zu Don Fernando wendend, fort, „ich kann Dich nicht schöner belohnen, als es Dein eigenes Gewissen thut. Vollbringe, was Du begonnen hast. Eile zu der Königin und beschwöre sie, zu mir zurückzukehren und an meinem Hofe, wie in meinem Herzen die Stelle wieder einzunehmen, von der mein Irrthum sie verbannte." —

„Und jetzt, meine Freunde, gehören die ersten Augenblicke Gott. Folgt mir in die Kirche, damit der heilige Erzbischof alle Sünde von uns nehme, und wir mit aufrichtigem Gebet den allmächtigen Schöpfer versöhnen.

An der Spitze seines Volkes begab er sich in die Cathedrale und ein frommer Gottesdienst weihte den ewig merkwürdigen Tag.

Alphons lebte noch zwei und dreißig Jahr nach dieser traurigen Begebenheit, und machte durch seine Tugenden das frühere Unrecht vergessen. Er vertheidigte Spanien mit ausnehmender Tapferkeit gegen die Angriffe der Mauren. Die benachbarten Könige erkannten ihn als Kaiser an, und unter dem Namen Alphons Raimund bezeichnen ihn also die Jahrbücher der Geschichte.

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolff, Oskar Ludwig Bernhard,

Schriften Gesammtausgabe

Bd.: 6

1841

Coburg, Landesbibliothek -- D III 6/21((5/6)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941015-3